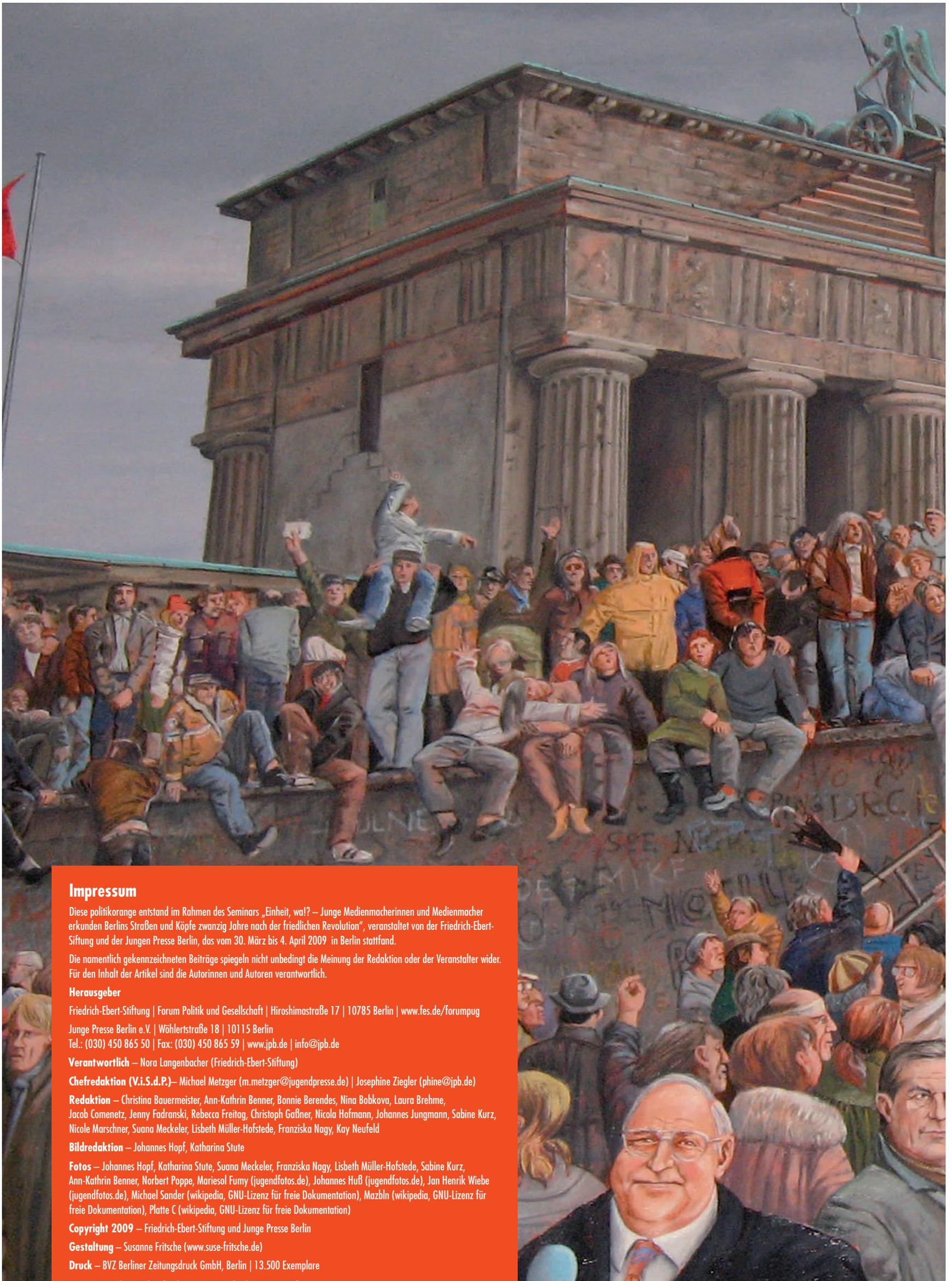


AN DIESE R STELLE
ENTSTAND 1989
DIE ERSTE
LÜCKE IN DER
BERLINER
MAUER

EINHEIT, WA!?





Impressum

Diese politikorange entstand im Rahmen des Seminars „Einheit, wa!? – Junge Medienmacherinnen und Medienmacher erkunden Berlins Straßen und Köpfe zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution“, veranstaltet von der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Jungen Presse Berlin, das vom 30. März bis 4. April 2009 in Berlin stattfand.

Die namentlich gekennzeichneten Beiträge spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder der Veranstalter wider. Für den Inhalt der Artikel sind die Autorinnen und Autoren verantwortlich.

Herausgeber

Friedrich-Ebert-Stiftung | Forum Politik und Gesellschaft | Hiroshimastraße 17 | 10785 Berlin | www.fes.de/forumug

Junge Presse Berlin e.V. | Wählerstraße 18 | 10115 Berlin

Tel.: (030) 450 865 50 | Fax: (030) 450 865 59 | www.jpbb.de | info@jpbb.de

Verantwortlich – Nora Langenbacher (Friedrich-Ebert-Stiftung)

Chefredaktion (V.i.S.d.P.) – Michael Metzger (m.metzger@jugendpresse.de) | Josephine Ziegler (phine@jpbb.de)

Redaktion – Christina Bauermeister, Ann-Kathrin Benner, Bonnie Berendes, Nina Bobkova, Laura Brehme, Jacob Comenetz, Jenny Fadranski, Rebecca Freitag, Christoph Gaßner, Nicola Hofmann, Johannes Jungmann, Sabine Kurz, Nicole Marschner, Suana Meckeler, Lisbeth Müller-Hofstede, Franziska Nagy, Kay Neufeld

Bildredaktion – Johannes Hopf, Katharina Stute

Fotos – Johannes Hopf, Katharina Stute, Suana Meckeler, Franziska Nagy, Lisbeth Müller-Hofstede, Sabine Kurz, Ann-Kathrin Benner, Norbert Poppe, Mariesol Fumy (jugendfotos.de), Johannes Huß (jugendfotos.de), Jan Henrik Wiebe (jugendfotos.de), Michael Sander (wikipedia, GNU-Lizenz für freie Dokumentation), Mazbln (wikipedia, GNU-Lizenz für freie Dokumentation), Platte C (wikipedia, GNU-Lizenz für freie Dokumentation)

Copyright 2009 – Friedrich-Ebert-Stiftung und Junge Presse Berlin

Gestaltung – Susanne Fritsche (www.suse-fritsche.de)

Druck – BVZ Berliner Zeitungsdruck GmbH, Berlin | 13.500 Exemplare

Dieses Projekt wird gefördert aus Mitteln der DKLB-Stiftung.

Editorial

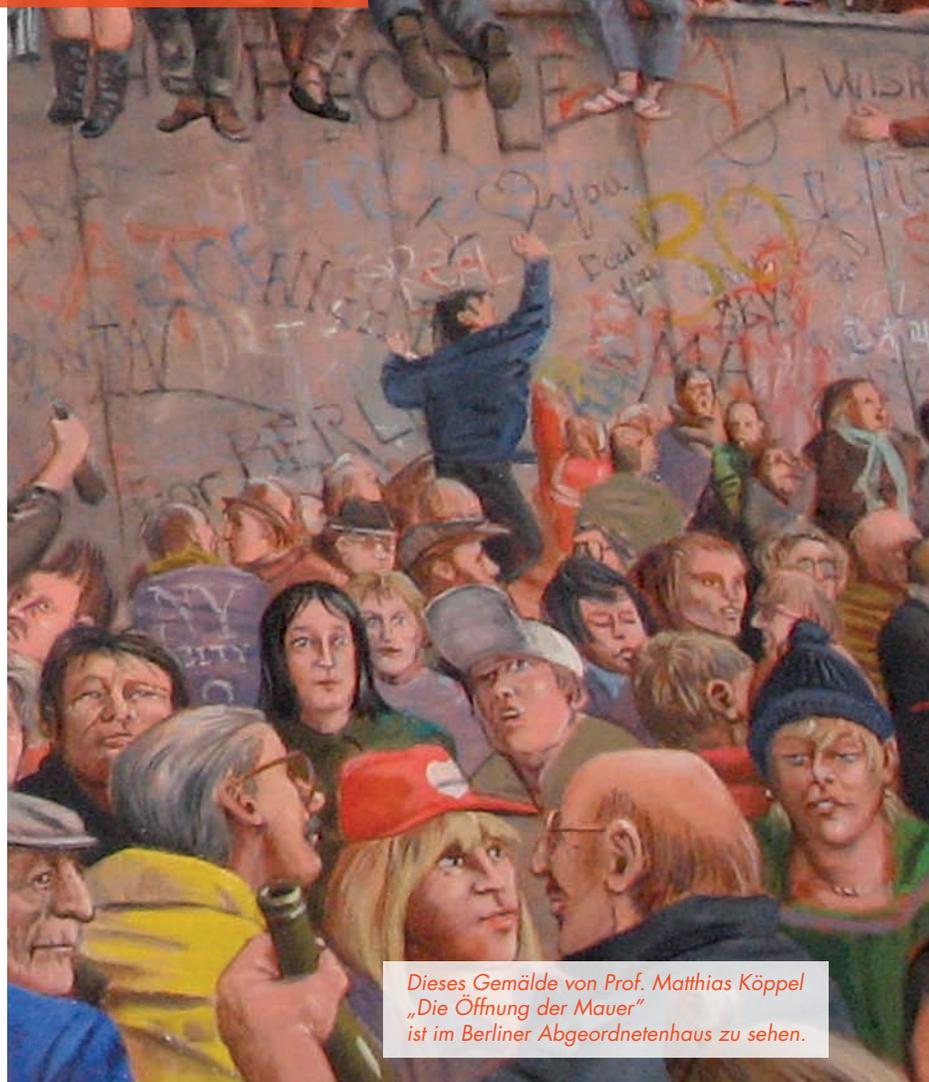
Vor zwanzig Jahren begann die Diktatur der Deutschen Demokratischen Republik zu bröckeln, und mit ihr auch eine Mauer, die bis dahin Ost und West unversöhnlich trennte. Immer lauter erklangen die Stimmen des Volkes, als Tausende Menschen in Berlin die Grenze stürmten – in eine neue Welt. Diese Geschichte wird 2009 ausgiebig gefeiert. Im Mittelpunkt stehen Erinnerung und Aufarbeitung. Aber wo ist eigentlich die Einheit in unserem Alltag, wenn nicht gerade ein Jubiläum ansteht?

„Einheit, wa!?“ lautet der Titel eines Medienseminars, zu dem die Friedrich-Ebert-Stiftung und die Junge Presse Berlin im Frühjahr 2009 eingeladen haben. Zwanzig junge Medienmacherinnen und Medienmacher aus ganz Deutschland verbrachten eine Woche in Berlin, um die Innere Einheit zu suchen: auf den Straßen und in den Köpfen von Ost- und Westdeutschen, Politiker/innen und Zeitzeugen, Alten und Jungen. Ist die Einheit Deutschlands selbstverständlich? Welche Bedeutung hat die Wendezeit heute? Ist tatsächlich zusammengewachsen, was zusammen gehört?

Entstanden ist eine politikorange über Teilung und Einheit, die auf diese Fragen keine eindeutige Antwort findet. Wie auch? Erinnerung ist individuell und vielseitig. So vielseitig wie die Meinungen der Interviewten, so bunt ist deshalb auch die Themenwahl dieses Magazins. Die Euphorie beim Fall der Mauer vor zwanzig Jahren war groß, doch wirklich verschwunden ist die Mauer noch immer nicht. Sie besteht fort: als Mahnmal im Stadtbild, als Stückchen in Souvenir-Shops, in den Erzählungen der Zeitzeugen, in den Erinnerungen an das andere Deutschland, in der Aufarbeitung einer Diktatur. Andererseits wachsen junge Leute auf, für die das vereinte Deutschland eine Selbstverständlichkeit ist. Diese Zeitung erzählt von unterschiedlichen Facetten.

Inhalt

Das Echo des ersten Schusses	04
Geheimkonzert der Erinnerungen	05
Von Aktenordnern und Schnipselmaschinen	06
„Die Skandale lagen auf der Straße“	07
Auf der Suche nach dem Wessi-Wicht	08
Einmal Kaufrausch und zurück	09
Ost – Im Spiegel der Geschichte	10
West – Gesamtdeutsche Mülltrennung	11
Vom Entbinden an den Schreibtisch	12
Nur Giftzwerge in der Krippe?	12
Die Unfreiheit der Geschichte	13
Rohe Eier statt kalter Krieg	14
Westwind weht im Prenzlauer Berg	15
„Die Mauer ist wie Legoland“	16
Die Mauer in unseren Wohnzimmern	17
Der Herr der Sowjethüte	17
Generation Einheit	18
Das sonderbare der Identität	19
Ein paar Gründe Mehr	19



Dieses Gemälde von Prof. Matthias Köppel „Die Öffnung der Mauer“ ist im Berliner Abgeordnetenhaus zu sehen.

DAS ECHO DES ERSTEN SCHUSSES

Sein Bruder war der erste Mauertote. Erschossen beim Versuch, nach West-Berlin zu flüchten, lebt Günter Litfin in den Erinnerungen seines Bruders Jürgen fort. Dieser gründete eine Gedenkstätte und ist überzeugt: Die Erinnerung an die DDR darf nicht aufhören. *Von Suana Meckeler*



Bruder des ersten Mauertoten: Jürgen Litfin will verhindern, dass die DDR in Vergessenheit gerät.

Er trägt einen olivgrünen Schutzhelm, eine Uniform in Tarnfarben, schwere dunkle Lederstiefel und hält nach Republikflüchtlingen Ausschau. Der Wachmann steht ganz oben im Turm, in der dritten Etage, hat einen guten Blick auf den Spandauer Schiffahrtskanal und kann schnell Alarm schlagen, wenn er jemanden sieht, der die Grenze nach Westen überqueren will. In diesem Falle trafen in der darunter liegenden Etage stählerne Sicht- und Schießluken auf den Beton des Wachturms, mit einem Knall gleich dem eines schweren Topfdeckels, der auf hartem Boden aufkommt. Sofort würde der Soldat schießen.

Alarm schlagen – das kann dieser Wachposten glücklicherweise nicht. Denn er ist nur aus Plastik und ein Museumsstück. Der Grenzer am ehemaligen Wachturm am Kieler Eck wurde hier von Jürgen Litfin postiert, dem Bruder von Günter Litfin, dem ersten Mauertoten. Am 24. August 1961, nur zwölf Tage nach Bau der Mauer, wurde Günter Litfin bei dem Versuch, aus der DDR zu fliehen, erschossen. Sein Bruder hat der DDR-Führung nie verziehen. Bis heute führt Jürgen Litfin mindestens zweimal täglich Besuchergruppen durch die Gedenkstätte „Jürgen Litfin e.V.“, die er auf dem Gelände des früheren Wachturms „Führungsstelle Kieler Eck“ nahe dem Berliner Invalidenfriedhof errichtet hat.

In dem engen Raum, in dem es von den Betonwänden hallt, drängen sich ungefähr 15 Jugendliche und einige Erwachsene. Ihre Augen und Ohren sind auf Jürgen Litfin gerichtet, der auf eine lange Liste deutet: „172 Todesopfer hatten wir in Berlin. Oben links war mein Bruder, der erste der erschossen wurde, am 24.8.1961. Am 22.8. hatte das Politbüro beschlossen, die Schusswaffe zur Anwendung zu bringen. Chris Gueffroy war der Letzte, der erschossen wurde und zwar am 5.2.1989.“ Heute vormittag ist es die dritte Gruppe, die Jürgen Litfins Ausführungen lauscht. Unten wartet schon die nächste. Im vergangenen Jahr sind insgesamt mehr als 10 000 Besucher gekommen.

Als Jürgen Litfin aus der Tür des Wachturms tritt, ruft ihm ein Leiter einer Berliner Touristengruppe zu: „Jürgen, komm auf die Bühne!“ Jürgen, der Zeitzeuge mit schlohweißem Haar und schwarzer Lederjacke, erzählt täglich mehrmals von der Vergangenheit in der DDR-Diktatur, seiner Vergangenheit. Schon zu Beginn des kommunistischen Regimes wurde die katholische Familie Litfin als „Klassenfeind“ kategorisiert. Damit war zum Beispiel von vornherein schon ausgeschlossen, dass die fünf Brüder jemals studieren könnten. Alle guten Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend liegen fernab des diktatorischen Regimes. „Gute Erinnerungen habe ich nur familiär. Aber mit dem Scheißstaat konnte ich nichts anfangen“, sagt Jürgen Litfin. Mit wütender Stimme berichtet er dann davon, wie sein Onkel Alfred buchstäblich über Nacht verschwand. Nach einer Runde beim Bier mit Kolleg/innen hatte er auf dem Nachhauseweg an eine plakatierte Litfaßsäule gepinkelt. „Zehn Jahre Haft waren die Folge“, so Jürgen Litfin. Denn an besagter Litfaßsäule hing nicht irgendein Plakat, sondern ausgerechnet das Konterfei von Stalin. Ging es um kommunistische Prominenz, verstand der Staatsapparat der DDR keinen Spaß.

Schlimme Begegnungen mit Kommunist/innen erlebte Jürgen Litfin immer wieder, wenn er davon erzählt,

dann bebt seine Stimme vor Wut. „Es war der 17. Juni 1953, da war ich dreizehn Jahre alt. Wir sind da an der Gertraudenbrücke und quatschen so und neben mir steht so'n kleiner Piepel, vielleicht sechs, sieben Jahre alt“, erinnert er sich. „Ich sage, du, die Panzer kommen. Wir haben das gehört, die Geräusche, wa. Ich bin nach links weggedriftet und habe noch geguckt wo der Kleene ist. Im Nu waren die Panzer ran, und der war dann in die Ketten gekommen, der Kleene. Und seitdem habe ich die Russen gehasst.“



Der Tod seines Bruders hat Jürgen Litfins Wut dem Regime gegenüber zusätzlich angefacht. Kurz vor Mauerbau hat Günter Litfin seine neue Wohnung in West-Berlin bereits fertig eingerichtet. Nach seiner Schneiderlehre hatte er eine Anstellung in einem West-Berliner Maßatelier gefunden. Zusammen hatten die Brüder zuletzt noch die Nähmaschine herübertransportiert. Wenige Tage später wird die Mauer gebaut. Sollte das eben noch so greifbar nahe Leben im Westen jetzt unerreichbar sein? Günter Litfin fasst einen Entschluss: Am 24.8.1961 kurz nach 16 Uhr versucht er, zwischen den Bahnhöfen Friedrichstraße und Lehrter Bahnhof nach West-Berlin zu gelangen. Als ihn die Transportpolizei entdeckt, springt er in das Becken des Humboldthafens. Das andere Ufer erreicht Günter nicht mehr. Einige Stunden später wird seine Leiche geborgen.

Jürgen Litfin kennt den Namen des Grenzers, der am 24.8.1961 auf Günter

Litfin geschossen hat. Ob er auch derjenige war, der den damals 24-jährigen tödlich verletzte, bleibt zumindest im offiziellen Protokoll ungeklärt. Nur von zwei Warnschüssen ist hier die Rede. Aus einer Stasi-Akte hat Jürgen Litfin weitere Informationen: „Werner Schlese war sein Deckname, IMS, sein Führungsoffizier war Leutnant Sachse, Merseburg, DDR, 1938 geboren.“ Von Besuchern aus Merseburg hat Jürgen Litfin dann noch ein bisschen mehr erfahren: „Der ist ja damals gleich abgelöst worden, hier von der Grenze und ist nach Hause geschickt worden zum Sonderurlaub. Da hat der rumgetönt wie eine Drecksau: Ich habe die erste Mistsau erschossen, im Wasser, ich war derjenige.“

Damals hieß die offizielle Version des Tods Günter Litfins „tragischer Unfall“. Es war zu gefährlich für die Familie Litfin, sich nicht an diese Version der DDR-Staatsicherheit zu halten: „Wir durften ja auch nicht sagen, dass er erschossen wurde, sondern dass er durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen ist.“ Aber geglaubt haben sie diese Version nicht. „Die Stasi hat ihn aber geführt als Verbrecher. Das war das Widersinnige an der ganzen Sache“, sagt Jürgen Litfin.

„Ich habe heute immer noch irgendwo einen Kolbenklemmer – so nenne ich das“, sagt Jürgen Litfin, deutet mit seiner Rechten auf sein Herz, und meint damit: Bedenken, sich irgendjemandem anzuvertrauen. „Man hat ja diese ganze Scheiße im Osten mitgemacht. Diese Dinge kommen dann immer wieder auch hoch ... Ich muss unseren Jugendlichen und Schüler/innen das übermitteln, wie grausam diese DDR war.“ Und so führt er durch den alten Wachturm mit den schweren grauen und rauhen Betonwänden, die von einer Zeit zeugen, in der Grenzer auf Menschen schossen, um sie am Übertritt der Grenze in den Westen zu hindern – und dafür gerade mal ein Kopfgeld, einen Orden oder eine Beförderung erhielten.

GEHEIMKONZERT DER ERINNERUNGEN

Jugendliche zu Besuch in der Gedenkstätte Hohenschönhausen. *Von Franziska Nagy, Nicole Marschner, Rebecca Freitag*

„Sie wollte einfach nur Rockmusik machen und frei sein“, erzählt Reinhard Fuhrmann vor einer 10. Klasse aus Südschwaben. So beginnt die Geschichte einer jungen Frau, die 1970 die Flucht aus der DDR in den Westen wagte. Fuhrmann erzählt das immer mal wieder bei seinen Führungen in der Gedenkstätte Hohenschönhausen, einem ehemaligen Gefängnis der Staatssicherheit (Stasi), des Geheimdienstes der DDR. Der Hof der Gedenkstätte selbst wirkt, als hätten dort einmal Rockkonzerte stattgefunden. Zu DDR-Zeiten wäre dies ein guter Ort für Geheimkonzerte gewesen, denn die Öffentlichkeit wusste nicht, was hinter diesen Mauern geschah. Wer und welches Wissen rein und raus ging, wurde streng kontrolliert und in nahezu unmenschlicher Perfektion überwacht.

Hohenschönhausen liegt am südöstlichen Rand Berlins. Die ersten satten Frühlingssstrahlen vertreiben etwas vom Plattenbau-Charme, der uns hier bei der Ankunft umarmt. Dreimal umsteigen, dann ein Hinweis: Gedenkstätte Hohenschönhausen. Rechts. In der ehemaligen DDR war das Gefängnis nahezu unauffindbar. Es war quasi von der Landkarte gelöscht. Die heutige Gedenkstätte hat sich den Erhalt der Erinnerung an das Zentralgefängnis der Staatssicherheit der DDR zur Aufgabe gemacht. Hier gilt es nicht nur, Gebäude, Zellen und Erinnerungsstücke zu konservieren, sondern auch Geschichten und Schicksale der Ex-Häftlinge.

Zeitzeugen werden jene genannt, die hier die Begehungen für Gruppen aus aller Welt durchführen. Heute sind Schüler/innen aus Durach in Baden-Württemberg hier. Die letzten Stunden ihrer Abschlussfahrt nach Berlin verbringen sie in der Gedenkstätte, danach werden sie ins Berliner Nachtleben schweifen, um ihren letzten Abend zu feiern.

„Kopf runter! Runter mit der Birne!“, ruft Reinhard Fuhrmann in die fast leere „Empfangshalle“ des ehemaligen Gefängnisses. „So in etwa wurde man von den Wärtern begrüßt“, erzählt der Zeitzeuge. „Nachdem sie uns

die Fußfesseln abgenommen hatten, wurden wir in diese hell erleuchtete Halle geschubst.“ „Der Kopf bleibt unten, habe ich gesagt!“, hieß es dann wieder. Danach ging es hinein in die Gefängnismauern. Manchmal für ein paar Monate, manchmal für mehrere Jahre.

Im Keller des Altbaugebäudes drängen sich 16 Schüler/innen in eine fünf Quadratmeter große Zelle. Dort erzählt Herr Fuhrmann von nächtlichen Verhören und den Zermürbungstechniken, mit denen die Stasi Geständnisse von den Gefangenen erzwungen hat. „Unterschreib doch endlich“, erinnert er sich an einen Ruf aus der Nachbarzelle. Nach tagelangem Verhör drängten die Mitgefangenen: „Du hast doch eh keine Chance!“ Die kleinen Zellen liegen dicht beieinander. Das Knallen der Metallriegel und das verzweifelte Schlagen gegen die Zellentür hielt alle Bewohner des Flures wach.

„Gequält haben sie uns damit, was wir nicht hatten“, antwortet Fuhrmann auf die Frage, womit die Verhörer die Gefangenen malträtiert hätten. „Keine Nachtruhe, keine Kleidung, keine warmen Mahlzeiten, keine Sozialkontakte.“

Einige Schüler/innen lauschen den lebendigen Erzählungen von Fuhrmann. Andere schauen auf den Boden, ihr Handy oder in die Augen ihrer Mitschülerin. Was in ihren Köpfen vorgeht, ist schwer zu erkennen. Wir stehen in einem Gang im 2. Stock in einem der Gefängnisgebäude. Tür an Tür liegen hier auf mehreren Etagen viele Quadratmeter Schicksal, die in diese kleinen Zellen passten. „Der Alltag war streng geregelt“, erinnert sich Fuhrmann weiter. „Die Stellung des Zahnputzbechers, die Ausrichtung der Zahnbürste, auf der Bettdecke durfte keine einzige Falte sein.“ Leises Lachen im Publikum. „Ja, ja, kann man sich gar nicht mehr vorstellen. Selbst schlafen durfte man nur auf dem Rücken, Gesicht nach oben, Hände über der Decke. Würde man in einer anderen Position erwischt, knallten wieder die Metallriegel.“ Herr Fuhrmann blickt in die Runde.



Gedenkstätte Hohenschönhausen: Hier werden Gebäude und Zellen konserviert, aber auch Erinnerungen und Schicksale.



Die Schüler/innen schnauben leise, schütteln den Kopf. „Und was waren so die Strafen?“, fragt ein Schüler. „Essenszug.“ So kommt ein kleines Gespräch auf, eines der wenigen an diesem Nachmittag, das zwischen Reinhard Fuhrmann und den Jugendlichen entsteht.

Herr Fuhrmann erinnert sich gut an seine Bedürfnisse als junger Mensch – einfach frei zu sein, sich auszuprobieren, echte Alternativen zu haben, zu reisen und vielleicht das Wort Demokratie nicht nur auf dem Papier zu lesen, sondern auch leben zu dürfen. So kam er während seines Studiums in Jena zu einer Gruppe Oppositioneller. Schnell wurde er als „Querdenker“ von der Uni geschmissen, seine kurz danach versuchte Flucht endete in

Hohenschönhausen. 1973 wurde er freigekauft, vom Westen.

Am Ende des Rundgangs kann man sich nicht mehr vorstellen, dass hier ein Geheimkonzert stattfinden könnte. Lediglich die unzähligen Besucher und Gruppen, die sich auf dem Gelände der Gedenkstätte durch die Flure schieben, erinnern an eine Großveranstaltung. Die Schulgruppe aus Durach zieht weiter. Sie gehen zurück in ihr Hotel, 500 Meter weiter – in einen echten Plattenbau. Da wird auch Schlafen zum Bildungsprogramm: Übernachten wie zu DDR-Zeiten. Morgen, wenn die Schulklasse wieder in Durach ist, wird dieses Stück Geschichte eine Erinnerung sein. Eine Erinnerung an die DDR, zwanzig Jahre nach dem Mauerfall.

VON AKTENORDNERN UND SCHNIPSELMASCHINEN

Als die Mauer zwischen den beiden deutschen Staaten fiel, hinterließ das Ministerium für Staatssicherheit (Stasi) der DDR etwa 112 Kilometer Schriftgut, 1,4 Millionen Fotos und mehr als 15 000 Säcke mit zerrissenen Papieren. Der Ost-Berliner Klaus Wisner erzählt auf dem Weg zur Birtler-Behörde, was ihn zu dem Entschluss gebracht hat, seine eigene Akte anzusehen. Dazu Erfahrungen von Politiker/innen, Journalist/innen, Zeitzeugen über Stasi-Akten: Emotionen vor und nach dem Anschauen der eigenen Vergangenheit. *Von Sabine Kurz*

Er ist auf dem Weg zu der Behörde, die seine Vergangenheit in Akten aufbewahrt. Etwas unsicher läuft der schwarz gekleidete Mann vor dem grauen Gebäudekomplex hin und her. Vor fast sieben Monaten stellte Klaus Wisner bei der Behörde der Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen (BStU) den Antrag auf Akteneinsicht. Er weiß, dass es über ihn eine Stasi-Akte gibt. Jahrelang hat er versucht, seine Neugier zu unterdrücken, er wollte sich einreden, dass das alles Vergangenheit sei und es nun Zeit ist, das Geschehene zu vergeben und zu vergessen. Doch er kommt nicht zur Ruhe. Immer wieder wandern seine Gedanken zu der Akte, in der Teile seines Lebens aufgezeichnet sind. Er weiß nicht, was und wieviel aufgeschrieben wurde, und auch nicht, von wem. Wenn er erst einmal die Namen der Inoffiziellen Mitarbeiter (IM) kennt, die ihn ausspioniert haben, will er bei ihnen vorbeigehen und ihnen einen Blumenstrauß bringen. „Um sich für die Mühe zu bedanken“, lacht er bitter. Die Zeit hat ihn gelehrt, zynisch mit dem Thema umzugehen.

Den Antrag auf Akteneinsicht hat er auch gestellt, um öfter zu kulturellen Veranstaltungen gehen zu können und generell seinen Lebensstandard etwas zu heben – denn die von ihm schon beantragte Opferrente würde dazu einen wertvollen Beitrag leisten.

Klaus Wisner lebt seit 1949 in Ost-Berlin. Im Jahr vor dem Mauerbau, 1960, führen seine Eltern in den Westen zu einer Verwandten. Wisner blieb allein zurück. Dann kam das Telegramm, seine Mutter sei überraschend gestorben. Für ihn brach eine Welt zusammen. Sein einziger Gedanke war, sofort in den Westen zu seinem Vater zu reisen, an dem Begräbnis teilzunehmen, Abschied von seiner Mutter zu nehmen. Doch sein Antrag wurde abgelehnt. Er durfte die DDR nicht verlassen. Wisner fühlte sich verhöhnt. Er hat den damals zuständigen Beamten/innen bis heute nicht vergeben.

Er dreht sich um, zeigt auf das große, rotbraune Gebäude im Hintergrund. Das Polizeirevier. Es strahlt Kälte aus. Wegen „asozialer Lebensweise“ wurde Wisner dort zu einem Jahr und vier Monaten Haft verurteilt. Seine Unzufriedenheit mit dem Regime hatte er mit Alkohol begossen. Auch in Gaststätten hatte Wisner seine Meinung deutlich gesagt, bis die Ohren des Staates es gehört hatten. 1979 wurde er vorzeitig entlassen. Anlass war der 30. Jahrestag der DDR, bei dem viele Häftlinge zu Gunsten eines besseren Rufs des Staates im Ausland amnestiert wurden. Zurück in der vermeintlichen Freiheit des Unrechtsstaates unterzog Wisner sich zwei Entziehungskuren,

verliebte sich, änderte sein Leben. Aber er blieb einsam. „Man konnte ja nicht mit jedem sprechen“, sagt er, „das Misstrauen war überall.“

Im Nachhinein findet er die detailgenaue Kontrolle des Staates nur noch makaber. „Ich kann gar nicht so viel fressen wie ich kotzen möchte“, beschreibt er seine Gefühle mit einem Zitat von Max Liebermann. „Auch nach zwanzig Jahren begleitet immer noch ein Schatten des Misstrauens mein Leben.“ Vielleicht wird sich durch die Wahrheit in den Akten einiges verändern. Vielleicht aber auch nicht. „Ich habe gemerkt, dass ich der Vergangenheit nicht entfliehen kann, ich muss mich ihr stellen.“ Aber die Erinnerungen an ein Regime, das ihm Grundrechte verweigerte, bleiben. Daran wird die Akteneinsicht nichts ändern.

Wisner ist nicht der Einzige, der sich nach Aufarbeitung der Vergangenheit sehnt. Etwa 90 000 Menschen stellen jedes Jahr den Antrag auf Akteneinsicht bei der BStU. Kein Wunder, denn in den vier Jahrzehnten DDR wurden mehr als hundert Kilometer Akten vom Ministerium für Staatssicherheit über andere Menschen verfasst – über Politiker/innen, Journalist/innen und Oppositionelle, aber auch über viele relativ unauffällige Bürger/innen.

Nach der Wiedervereinigung im Jahre 1990 machte sich die BStU

ein Jahr später an die Aufgabe, die Berge an Daten zu ordnen und für die Nachwelt zu dokumentieren. Dies wurde erschwert, weil die Stasi viele Akten vernichtet hatte. Nur wenige Monate vor der Wiedervereinigung kaufte ein PDS-Funktionär auf der Computermesse CeBIT die größte Aktenvernichtungsmaschine der Welt für 80 000 Mark in bar. Seit der Wende sitzen nun die etwa 1900 Mitarbeiter/innen der BStU vor der schwierigen Aufgabe, 15 500 Säcke voll mit kleinen Papierschnipsel wie ein Puzzlespiel zusammensetzen. Ein neues Computersystem, die sogenannte „Stasi-Schnipselmaschine“, soll ihnen im Laufe des Jahres die Arbeit erleichtern.

Stasi-Akten können erhellen, sie können verstören, erinnern, sie regen auf, sie rufen innerste Emotionen hervor. Sie können alte Wunden heilen, von Solidarität innerhalb der Terrorherrschaft zeugen, sie berühren. Aber vor allem sind sie eine Warnung. Neue Technik bietet die Möglichkeit, noch stärker in die Privatsphäre der Menschen einzudringen. Die Daten-skandale bei Telekom und Deutscher Bahn in jüngster Zeit haben gezeigt, dass unsere Daten nicht immer sicher sind. Die Aufarbeitung der Stasi-Zeit ist eine Warnung vor der Wiederholung der Vergangenheit.

Annett Gröschner,
Journalistin und Buchautorin

„Ich war 16, als der erste Eintrag gemacht wurde, damals hat ein Lehrer Gedichte von mir feinsäuberlich abgeschrieben und an die Stasi weitergegeben. Wenn schon Gedichte, dann hatten die in der DDR positiv zu sein, aber meine waren größtenteils depressiv.“

Wolfgang Thierse, MdB,
Bundestagsvizepräsident (SPD)

„Man schüttelt den Kopf und lacht. Diese entsetzliche Sprache! Ich habe in meinen Stasi-Akten Solidarität gefunden: Einige meiner Nachbarn haben zwar Berichte für die Stasi über mich geschrieben, in diesen aber zu meinen Gunsten gelogen – fantastisch! In heiteren Freundesrunden kann es auch schon mal vorkommen, dass ich Passagen aus meiner Akte vorlese.“

Matthias Klipp,
ehemaliger Baustadtrat im Prenzlauer Berg

„Teilweise habe ich schallend gelacht. Oft ist mir das Lachen aber im Halse stecken geblieben. In den Akten fand ich Pläne zu meiner ‚Zersetzung‘, also zur systematischen Verletzung und Manipulierung meiner Persönlichkeit.“

Alfred Eichhorn,
Radiojournalist

„Ich musste beim Lesen meiner Akte oft lachen. Ich bin den IMs nicht böse, viele sind ziemlich einfach gestrickte Leute. Ich schickte die Akten dann dem jeweiligen Informanten mit der Notiz ‚Frohe Ostern‘. Eine Antwort habe ich nicht bekommen.“

INFO: Vorsitz: Marianne Birtler (deswegen auch „Birtler-Behörde“ genannt) // seit 1991 2,5 Mio. persönliche Akteneinsichten und 3,3 Mio. Überprüfungen // Jede/r hat das Recht, die Informationen zu sehen, die das Ministerium für Staatssicherheit in der DDR über ihn gesammelt hat. // Es arbeiteten mehr als 100 000 IMs aus der DDR und 20 000 – 30 000 aus der BRD für die Stasi.

„DIE SKANDALE LAGEN AUF DER STRASSE“

DIE ROLLE DER OPPOSITIONELLEN MEDIEN IN DER DDR *Von Kay Neufeld*

„Jeder hat das Recht, seine Meinung in Wort, Schrift und Bild frei zu äußern und zu verbreiten und sich aus allgemein zugänglichen Quellen ungehindert zu unterrichten. Die Pressefreiheit und die Freiheit der Berichterstattung durch Rundfunk und Film werden gewährleistet. Eine Zensur findet nicht

straft. Über Sport, Wetter und Lokales informierten die verschiedenen Tageszeitungen. Die Themen Politik, Wirtschaft und die Auslandsberichterstattung waren jedoch ausschließlich dem staatlich kontrollierten „Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienst“ (ADN) vorbehalten. Dieser wählte

Der ADN wählte die Informationen aus, zensierte alles, was nicht mit dem SED-Regime auf einer Linie lag, und gab die Meldungen an die einzelnen Redaktionen weiter.

statt.“ Dieser Gesetzestext steht im fünften Artikel unseres Grundgesetzes. Er legt fest, dass wir uns aussuchen können, welche Zeitung wir lesen wollen, welche Magazine wir kaufen wollen und welches TV-Programm wir abends schauen möchten. Dass wir aus einer Vielfalt von Programmen und Zeitungen auswählen können, erscheint vielen von uns heutzutage selbstverständlich. Genauso selbstverständlich ist es für uns, dass Presse und Journalismus frei sind. Doch vor nur zwanzig Jahren war es für viele Deutsche unmöglich, frei zu sagen und zu schreiben, was sie dachten.

„Die Tageszeitungen brauchte man nicht zu lesen, wenn man die wirklichen politischen Hintergründe erfahren wollte“, sagt Dr. Irina Mohr. Die gebürtige Thüringerin kennt sich

die Informationen aus, zensierte alles, was nicht mit dem SED-Regime auf einer Linie lag und gab die Meldungen an die einzelnen Redaktionen weiter. Dieses Informationsmonopol führte allerdings dazu, dass sich die verschiedenen Zeitungen kaum voneinander unterschieden. Teilweise hatten sie sogar wortwörtlich dieselbe Schlagzeile auf der Titelseite.

Eine der wichtigsten Anlaufstellen für Oppositionelle in der DDR war die „Umweltbibliothek“ im Keller der Zionskirche in Berlin-Mitte. Hier entstand bereits 1986 ein Treffpunkt für Menschen, die sich in der Friedens- und Umweltbewegung engagierten. Die Bibliothek war lange Zeit im Besitz der einzigen nicht vom Staat kontrollierten Druckerei. Dort wurden die wohl wichtigsten

Das DDR-Regime stuft das Neue Forum als verfassungs- und staatsfeindlich ein. Frau Mohr erinnert sich noch deutlich an die Schwierigkeiten.

aus in der Medienlandschaft der ehemaligen DDR. Die promovierte Politikwissenschaftlerin ist derzeit Leiterin des Forum Berlin der Friedrich-Ebert-Stiftung und hat zur Zeit der Wende als freie Journalistin für verschiedene Zeitungen der Bürgerrechtsbewegung geschrieben.

Die DDR kannte kein Recht auf Presse- und Meinungsfreiheit. Oppositionelle Gruppen wurden verfolgt und wer seinem Ärger über den bankrotten Staat Luft machte, riskierte eine Haft-

und bekanntesten Untergrundblätter hergestellt: die „Umweltblätter“ und später der „Telegraph“.

Die Reichweite aber war Mitte der 80er-Jahre noch gering. „Die Bevölkerung war zwar unzufrieden, aber immer noch angepasst“, so Frau Mohr. Für die Bürgerrechtsbewegung waren die Untergrundzeitungen dennoch von großer Bedeutung. Frau Mohr glaubt, dass sie den Oppositionellen geholfen haben: „Es war ein Signal: Wir sind da! Wir wollen über



Gegen die Pressezensur: Dr. Irina Mohr arbeitete in der DDR für verschiedene Zeitungen der Bürgerrechtsbewegung.

die Sachen diskutieren, die nicht öffentlich sind.“ Probleme wie die zunehmende Umweltverschmutzung, Aufrüstung und der marode Zustand der Gesellschaft lieferten mehr als genug Stoff für die neu entstehenden Blätter.

Eine der bekanntesten Gruppierungen, die Ende der 80er-Jahre für eine Umgestaltung der DDR-Gesellschaft eintraten, war das Neue Forum, eine unabhängige politische Vereinigung in der DDR, die die Demokratisierung und Öffnung der Gesellschaft vorantreiben wollte. Auch heute existiert in den neuen Bundesländern noch eine Partei mit dem Namen Neues Forum, die aus der Bürgerrechtsbewegung der 80er-Jahre hervorgegangen ist. Das DDR-Regime stuft die Gruppierung als verfassungs- und staatsfeindlich ein, was die Arbeit der Bewegung extrem erschwerte. Frau Mohr erinnert sich noch deutlich an die Schwierigkeiten, als Bürgerrechtler im Herbst 1989 beschlossen, eine Untergrundzeitung zu produzieren. „Das erste Problem war, dass es kein Papier gab“, erinnert sich Frau Mohr. „Um an ausreichend Papier für eine Zeitung zu gelangen, brauchte man eine Papierzuweisung. Aber aufgrund der Pressezensur bekamen wir die natürlich nicht.“ Auch zum verviel-

fältigen der Blätter standen nur uralte Kopiergeräte zur Verfügung.

„Auf Skandalisierung war man gar nicht angewiesen“, weiß Frau Mohr zu berichten. Ob es die Produktion von Waffen und der anschließende Verkauf in den Westen war oder die nächste Regierung zusammenbrach: „Die Skandale lagen auf der Straße.“

Die Bürgerrechtsbewegungen, die sich Mitte der 80er-Jahre formierten, haben durch ihre Demonstrationen

Die Untergrundzeitungen fungierten als Stimme der Opposition.

einen großen Druck auf das DDR-Regime ausgeübt. Mit ihren Forderungen nach Frieden und Reformen, Transparenz und Erneuerung haben sie die Friedliche Revolution, die schließlich mit dem Fall der Mauer ihren Höhepunkt erreichte, weiter ins Bewusstsein der Menschen in Gesamt-Deutschland getragen. Ihre Zeitungen haben dabei als Stimme dieser Bewegung fungiert. Nur durch sie konnten alternative Meinungen verbreitet und eine politische Diskussionsplattform jenseits der zensierten, vereinheitlichten DDR-Presse geschaffen werden.

AUF DER SUCHE NACH DEM „WESSI-WICHT“

„Unser Sandmännchen“ wird 50 Jahre alt. Die Republik feiert und vergisst dabei seinen westdeutschen Namensvetter. *Von Bonnie Berendes*

Liebe Kinder, gebt fein acht, das Jahr 2009 hat euch etwas mitgebracht. Gleich mehrere besonders wichtige Ereignisse sind in diesem Jahr zu erwarten. Wir feiern das 20-jährige Jubiläum des Mauerfalls, das 60-jährige Bestehen der BRD und zudem befinden wir uns mitten im Super-Wahljahr. Doch *das* Ereignis des Jahres ist zweifellos der 50.

fast zeitgleich im östlichen und westlichen Teil Deutschlands an den Start. Der Deutsche Fernsehfunk (DFF) der DDR hatte von den Plänen der Sendereihe „Sandmännchen“ des westlichen Sender Freies Berlin (SFB) erfahren. Daraufhin stellte der DFF in nur drei Wochen eine komplette Puppentrickfilm-Geschichte auf die

er seinen Westkolleg/innen, als er die alleinige Vorherrschaft im gesamtdeutschen Fernsehprogramm einnahm. Es handelt sich hierbei, neben Angela Merkel und Michael Ballack, also um den vermutlich erfolgreichsten Ost-Star nach der Wende.

Plötzlich mussten sich die Kinder aus dem Westen an den Ost-Sandmann gewöhnen

Für die Einen mag das ohne Zweifel eine wichtige Errungenschaft gewesen sein, doch was war mit den Anderen, die zuvor nur den kleinen Wessi-Wicht gewohnt waren und sich nun plötzlich auf den Sandmann von „Drüben“ einstellen mussten? An die Kinder, die diesen Wechsel in westlichen Wohnzimmern direkt miterlebt haben, dachte damals wohl keiner. Sie mussten sich von heute auf morgen an den Sandmann mit Ost-Ästhetik gewöhnen. An die Geschichten, die plötzlich vor den Kulissen ostdeutscher Landschaften und Städte stattfanden und auch an die unbekannteren Ossi-Freund/innen des für sie neuen Sandmanns, die so seltsame Namen wie Pittiplatsch, Schnatterinchen oder Moppi trugen.

Zum Jubiläumsjahr kommt das Sandmännchen sogar ins Kino

Angeblich stand die West-Produktion unter extremem Geldmangel, sodass die westdeutschen Regionalsender ihr Sandmännchen von 1984 bis 1989 sowieso nach und nach abgesetzt hätten. Es scheint also mehrere plausible Gründe für das Verschwinden des West-Sandmännchens zu geben. Dennoch sollte nicht vergessen werden, dass beide Gute-Nacht-Figuren die deutsch-deutsche Geschichte geprägt haben. Gerade jetzt, wo sich die Erstausstrahlung beider Sandmännchen-Sendungen zum 50. Mal jährt, könnte man erwarten, dass auch das West-Sandmännchen wieder verstärkt in Erinnerung gerufen wird. Doch damit weit gefehlt. Während der Ost-Sandmann im Jubiläumsjahr auf Briefmarken, in Buchform, als Musical, in einer Sonderausstellung, bei Festen und sogar in einem eigenen Kinofilm

auftritt, ist es nahezu unmöglich, etwas über den westdeutschen Sandmann zu finden. Auch im Internet ist nur der ostdeutsche Sandmann mit einer eigenen Homepage vertreten.

Es scheint, als hätte sich ganz Deutschland gegen das kleine Männchen aus dem Westen verschworen. Als ob das alles nicht schon schlimm genug wäre, entlarvt sich zudem auch noch Bundesfinanzminister Peer Steinbrück (geboren 1947 in Hamburg) als ein Verbündeter des Ost-Sandmanns. Er soll nämlich beim Bürgerfest im Mai dieses Jahres in Berlin mit dem Ost-Sandmännchen an seiner Seite die neue Briefmarken-Serie vorstellen. Immerhin zeigte das Museum für Kommunikation in Frankfurt in seiner Ausstellung die Entstehungsgeschichte beider Sendeformate und ging auf pädagogische und ideologische Gegensätze sowie auf künstlerische und personelle Gemeinsamkeiten ein.

Heute kennen dir Kinder nur noch den ostdeutschen Sandmann

Nichtsdestotrotz muss man es dem ostdeutschen Sandmann natürlich hoch anrechnen, dass er sich über einen Zeitraum von 50 Jahren tapfer gegen seinen Konkurrenten aus dem Westen durchgesetzt und dabei auch noch den Mauerfall und die damit einhergehende Wiedervereinigung unbeschadet überstanden hat. Die heutigen Kinder kennen ohnehin nur den einen Sandmann, der ihnen das zubettgehen durch eine Gute-Nacht-Geschichte versüßt, und das ist nun mal der Ost-Sandmann. Somit wäre geklärt, von wem die Rede ist, wenn heute von unserem Sandmännchen gesprochen wird.

Dennoch wäre es vor allem für die etwas ältere Generation aus dem Westen Deutschlands sicherlich erfreulich, wenn ihr Wessi-Wicht zumindest auch eine Einladung zur Geburtstagsfeier des „Ossi-Wichts“ bekommen hätte. So wäre jede/r – egal ob mit Ost- oder West-Sandmännchen aufgewachsen – sicherlich glücklich. Und es bliebe nur noch eins zu sagen: Herzlichen Glückwunsch!



Gewinner: Neben Angela Merkel und Michael Ballack ist der Sandmann wohl der berühmteste Ossi.

Geburtstag des kleinwüchsigen, weißbärtigen Mannes mit der Zipfelmütze auf dem runden Kopf: unser Sandmännchen. Aber ist die kleine greisenhafte Gestalt, die am 22. November vor genau einem halben Jahrhundert das Licht der Welt erblickte, wirklich unser Sandmännchen?

In nur drei Tagen wurde die Puppentrickfilm-Geschichte auf die Beine gestellt

Seit Generationen warten Kinder vor dem Schlafengehen auf die Gute-Nacht-Geschichte der kleinen Fernseh-Puppe. Dass zu DDR-Zeiten östlich und westlich der Mauer zwei verschiedene sandstreuende Wichte über den Fernsehbildschirm flimmerten, scheint heute längst in Vergessenheit geraten zu sein. Damals gingen die beiden ähnlich aussehenden Figuren

Beine und schaffte es schließlich, der West-Produktion mit der Ausstrahlung der Sendung acht Tage zuvorzukommen. Unter dem provozierenden Titel „Unser Sandmännchen“ begann so im Osten die Karriere des beliebten Wichts. Es folgte ein jahrzehntelanger Konkurrenzkampf zwischen dem „Wessi- und dem Ossi-Sandmann“.

Ein kleiner Teil der Ost-Identität wurde nach dem Mauerfall bewahrt

1990 wurde die Sendung zwar mit der Absetzung des DDR-Fernsehens eingestellt, doch dank der massiven Proteste seiner Fans gelang es dem Ost-Sandmann, weiterhin am Leben zu bleiben und sich im Westen durchzusetzen. Ein kleiner Teil der Ost-Identität konnte somit auch nach dem Mauerfall bewahrt werden. Noch dazu besiegte

EINMAL KAUFRAUSCH UND ZURÜCK

Die erste Euphorie war groß nach dem Mauerfall. Mit 100 Mark Begrüßungsgeld machten sich die DDR-Bürger/innen zum Einkaufen in den Westen auf. Bis die Ernüchterung einsetzte. *Von Nina Bobkova*

Was fängt man mit 100 D-Mark Begrüßungsgeld an? Schenkt man dem Enkelkind ein Spielzeug, das es im Osten nicht gibt? Kauft man sich eine Bohrmaschine, für die früher eine Reise nach St. Petersburg nötig war? Oder legt man mit der Familie zusammen und investiert in ein Kofferradio oder einen CD-Player? All die Konsumgüter, von denen die Bürger/innen der DDR geträumt hatten, liegen ihnen mit dem Fall der Berliner Mauer zu Füßen. Sie müssen nicht mehr einen Intershops aufsuchen, um Ananas, Schweineschnitzel und Strumpfhosen

von Marx und Engels. Sie schließt die Augen, genießt die erste Frühlingssonne, erzählt. Manchmal entlockt die Erinnerung ihr ein dezentes Lächeln. Produkte wie Strumpfhosen, die es kaum zu kaufen gab, wurden unter dem Ladentisch versteckt und nur bei Nachfrage herausgegeben. Man wollte dadurch einen Ansturm verhindern. Die Verkäuferin musste sich bücken, um die Ware unter dem Ladentisch hervorzuholen. „Deshalb nannten wir solche Sachen Bückware.“

Das Problem war tief im System der DDR verwurzelt. Die Zentralverwal-



Schlaraffenland: Nach dem Mauerfall konnten die DDR-Bürger auch im Westen einkaufen – nicht nur Bananen.

„Ich bin sofort losgerannt, als ich gehört habe, dass im Laden nebenan Strumpfhosen verkauft werden“, erinnert sich Birgit Schulze.“

sen mit westdeutscher Währung zu einem atemberaubenden Wechselkurs zu erwerben. Der bunte, glänzende Westen lädt zum Kaufrausch.

An Grundnahrungsmitteln wie Brot und Milch hat es in den Kaufhallen der DDR nicht gemangelt. Und wenn man an bestimmten Tagen zum Großhandel ging, konnte man selbst Tiefkühltruhen und Küchenzeilen bestellen. Die Wartezeit erstreckte sich aber über unglaubliche Zeiträume. Auf einen Trabi zum Beispiel wartete man nach der Bestellung bis zu 15 Jahre. Die Kosten für Unterhaltungselektronik, die weit dem aktuellen Stand der Technik hinterherhinkten, überstiegen mit etwa 4 000 Mark das durchschnittliche Monatsgehalt um fast das Vierfache. Trotz der teilweise immensen Preise brummte der Schwarzmarkt. Die schlechte Verfügbarkeit von Waren steigerte das Kaufverlangen der Leute, die angesichts des geringen Angebots nicht ihr gesamtes Einkommen ausgaben.

„Ich bin sofort losgerannt, als ich gehört habe, dass im Laden nebenan Strumpfhosen verkauft werden“, erinnert sich Birgit Schulze. Die Rentnerin, die die DDR von Anfang an miterlebt hatte, lehnt sich zurück auf einer Parkbank vor den Statuen

der Wirtschaft plante jegliche Produktion. Jeder Betrieb bekam feste Fünfjahrespläne. Wie viele Mitarbeiter/innen, welcher Zeitraum, welche Mengen, woher die Rohstoffe, zu welchem Preis: All diese Faktoren waren fest vorgeplant und ließen keinerlei marktwirtschaftliche Handlungsmöglichkeit. Der nicht vorhandene Wettbewerb führte zu einer ineffizienten Verteilung von Ressourcen und einer überlasteten Verwaltung, sodass es an Dingen wie Strumpfhosen oder Bettwäsche mangelte.

Was erwarteten die Menschen, als sich die Mauer öffnete, dahinter zu finden? Wer das nicht schon aus dem Westfernsehen wusste, der sah sich einem Schlaraffenland gegenüber: Kaufhallen, vollgestopft mit unbekanntem Produkten. Ein Land, in dem Wohlstand statt Armut jedem zuteil wurde, wo „selbst die Luft reiner und die Menschen freundlicher“ waren? Die Welt der gedanklichen Enge und dem regimekonformen Gesellschaftsleben hörte hinter der Mauer auf und eine glitzernde Welt hinter der Absperrung wartete auf Erkundung und Teilhabe.

Die Ernüchterung kam schleichend. Das Begrüßungsgeld reichte für den ersten Kaufrausch im Supermarkt aus,

doch spätestens nach einigen Tagen merkte man, dass der DM-Wohlstand keine Selbstverständlichkeit war. Birgit Schulze erinnert sich noch genau an ihre Enttäuschung, als sie ihren ersten Ausflug ins Ruhrgebiet unternahm. „Als ich die kaputten Straßen sah, stellte ich fest, dass es dort genauso aussieht wie drüben – nur viel hektischer.“ Man konnte nun Reisen ins „nichtsozialistische Ausland“ unternehmen, doch auch diese wollten bezahlt werden. Früher stellte man jedes Jahr einen Antrag im Haus des

Und Alltagsgegenstände wie Nähnaedeln kosten nun 80 Pfennige statt 20 Pfennige. „Das muss man aber auch im Verhältnis zu den Löhnen von damals sehen“, fügt Birgit Schulze mit beschwichtigender Stimme hinzu.

Was bleibt nun zwanzig Jahre nach dem Mauerfall übrig vom Begrüßungsgeld? Ein verstaubtes Kofferradio, das den modernen Technikgeräten weichen musste; all die früher nicht verfügbaren Möglichkeiten, denen man täglich ausgesetzt ist, sie aber nicht bezahlen kann; die Erkenntnis,

„Als ich die kaputten Straßen sah, stellte ich fest, dass es dort genauso aussieht wie drüben – nur viel hektischer.“

Reisens am Alexanderplatz und mit guten Beziehungen stieg die Chance auf einen der knappen Ferienplätze an der Ostsee oder in den Bruderstaaten der Sowjetunion. Nach der Wende lockten die Reisebüros mit exotischen Städtenamen, einer grenzenlosen Auswahl und unbezahlbaren Preisen. Grundnahrungsmittel waren plötzlich wesentlich teurer als zu DDR-Zeiten.

dass die Leckereien des Schlaraffenlandes erst mühsam eingefangen werden müssen; und eine alte Frau im Park, im Schatten der Statuen von Marx und Engels, deren Schatten vor zwanzig Jahren aus ihrem Alltag verschwand.



Jenny kommt ursprünglich aus Brandenburg. Trotz ihres Auslandsjahres in Ecuador und ihres Schulbesuchs im Süden Deutschlands behält sie eine ostdeutsche Perspektive.

OST



IM SPIEGEL DER GESCHICHTE

Von Jenny Fadranski

Wir schreiben den 9. November 1989, die Mauer fällt. Die Aufarbeitung beginnt, die dreckige Wäsche kommt ans Tageslicht. Die DDR und das Leben der Menschen gehen ihren direkten Weg in die Delimitation. Das Seminar der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Jungen Presse Berlin und viele nachdenklich stimmende Gespräche über den Alltag in der DDR, den Mauerfall, Wiedervereinigung und die Aufarbeitung brachten mich immer wieder zu denselben Fragen: Wie hat sich das angefühlt, das Wegbrechen eines Staates, das Verlieren des eigenen Lebens und der bekannten Strukturen? Versuchen wir zu verstehen, was ein gesellschaftlicher Umbruch mit Menschen macht?

Geboren zwei Jahre vor der Wende im Osten Brandenburgs, bin ich geprägt durch diese Region und deren Menschen. Ich lernte früh andere Regionen Deutschlands kennen, bin gereist, habe ein Jahr in Ecuador verbracht und mein Abitur in Süddeutschland gemacht. Meine Wurzeln liegen jedoch in Ostdeutschland und darum ist die Einheit auch Teil meines Lebens. Doch vor allem ist das Leben in der DDR Teil der Geschichte meiner Familie. Gerade deshalb bin ich der ganz festen Überzeugung, dass das private Leben in der DDR gute Seiten hatte. Etwas erschrocken darüber, dass

das im Seminar anfänglich wenig Beachtung fand, fragte ich die erste Referentin naiv nach den guten Aspekten in der DDR. Da wusste ich noch nicht, dass sich auf Glatteis bewegt, wer über Positives in einer Diktatur sprechen will. Es sei schlichtweg ein Tabu, klärte mich Dr. Irina Mohr, Medien-Expertin der Friedrich-Ebert-Stiftung, auf. Verwundert darüber, wie es ein Tabu sein könnte, über Gutes in der Biografie von Menschen zu sprechen, fragte ich weitere Personen.

Die folgenden Tage und Gespräche ließen meine Gedanken springen, geleitet von Emotionen, von Solidarität gegenüber meiner Familie und dann wiederum meinem eigenen kritischen Verstand. Claudia Rusch, Buchautorin von „Aufbau Ost“, glaubt, dass alle in der DDR die Schattenseiten des Regimes erahnt haben – egal, wie zufrieden jemand mit seinem Leben war. Innerlich wuchs die sich gruselig anfühlende Ahnung, dass meine Familie durch und durch ideologisiert und verblendet gelebt haben könnte.

Am Tiefpunkt meines eigenen Diskurses angelangt und das Seminarende in Sicht, brachten mich Wolfgang Thierse, Vizepräsident des Deutschen Bundestages, und Matthias Klipp, ehemaliger Baustadtrat im Prenzlauer Berg, auf einen neuen

Pfad. Man darf kein Gleichheitszeichen zwischen persönlich erlebtem Leben und ideologisiertem diktatorischem System setzen. Politische Geschichte der DDR ist etwas anderes als individuelle Biografie. Ein omnipräsenter, das eigene Leben in Frage stellender Spiegel verhindert, dass sich Menschen ihrer Vergangenheit stellen. In diesem Spiegel ist nämlich immer nur eines zu sehen: Diktatur. Wer stets gezwungen ist, sich darin zu betrachten, der resigniert und flüchtet in die Ostalgie.

Es ist nicht menschlich zu fordern, dass ehemalige DDR-Bürger ihre eigene Vergangenheit ausschließlich schlecht machen. Es liegt in der Natur des Menschen, sich gern und gut an die Vergangenheit zu erinnern: Die erste Liebe. Die Einschulung. Die tollen Partys, die man mit Freunden gefeiert hat. Das alles war auch in der DDR möglich. Dennoch ist Selbstkritik gefragt: Privat Erlebtes muss in den geschichtlichen Kontext eingebettet und aufgearbeitet werden. Und so besteht die DDR wohl aus beidem: aus guten Erinnerungen einer persönlichen individuellen Biografie. Und aus menschenverachtenden Elementen einer Diktatur, die bis in den Alltag ihrer Bürger hineinreichten. Diese Differenzierung ist notwendig, schon allein aus Respekt vor der Vergangenheit eines Menschen.



Geboren und aufgewachsen in Bayern, kennt Christoph die DDR weder durch die eigene Biografie noch durch die seiner Eltern. Ein westdeutscher Blick auf die Einheit.



GESAMTDEUTSCHE MÜLLTRENnung

Von Christoph Gaßner

War die DDR ein Unrechtsstaat? Diese Frage wird auch aufgrund der Äußerung des Ministerpräsidenten von Mecklenburg-Vorpommern Erwin Sellering (SPD), dass die DDR nur einen „Schuss Willkür und Abhängigkeit“ beinhaltet hätte, wieder aufgeregt in der Öffentlichkeit diskutiert. Der schmale Grat zwischen Verharmlosung und Tabuisierung scheint wegzubrechen. Dabei ist ein differenzierter Blick auf diese Problematik entscheidend für die Befindlichkeit mit der Deutschen Einheit.

Eines muss zu allererst klargestellt werden: Die DDR war ein politisches System, das von Bespitzelung und dem Einsatz verschiedenster Repressalien geprägt war. Der kulturelle Lebensalltag fand im Schatten von Zensur und Mangelwirtschaft statt. Eine Diktatur also, deren Ökonomie ein „System der Misswirtschaft“ war, meint Wolfgang Thierse, MdB (SPD), der Vizepräsident des Deutschen Bundestages und Beiratsmitglied im „Forum Ostdeutschland der Sozialdemokratie e.V.“

Trotzdem ist die Ostalgie-Welle ungebrochen beliebt und schafft damit den Raum für verklärende Darstellungen der DDR. Die kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit scheint bei vielen Ostdeutschen aus einer Abwehrhaltung

heraus nicht stattzufinden. Zudem ist es laut Thierse „sozialpsychologisch“ falsch, die Bewertung des Systems mit einem Urteil über die Menschen gleichzusetzen. Weiterhin sei es „übermenschlich“, den Ostdeutschen ein Negativurteil über ihr Leben in der DDR abzuverlangen.

Besonders auf die Betroffenen von Repression und Willkür muss Rücksicht genommen werden und so ist es unerlässlich, auch deren Schicksale darzustellen, um der Verharmlosung den Riegel vorzuschieben.

Die vermeintlichen positiven Errungenschaften der DDR sind mit äußerster Vorsicht zu genießen, denn häufig wird der gesellschaftliche Kontext unterschlagen. So erfüllte die intensive Kinderbetreuung vor allem auch den Zweck der Verbreitung der sozialistischen Ideologie unter Jugendlichen. Das Positive kann also nicht ohne das Negative betrachtet und bewertet werden, völlig unabhängig davon, ob die Grundidee in unserer heutigen Gesellschaft sinnvoll wäre. Annett Gröschner, Journalistin und Autorin des Buches „Parzelle Paradies. Berliner Geschichten“, stellte beispielsweise die These auf, dass es in der DDR „die Solidarität nicht ohne die Stasi“ gegeben hätte.

Der Zwiespalt zwischen Verklärung der Vergangenheit einerseits und ihrer Verteufelung andererseits, ist indes wenig fruchtbar. Im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Diskurses sollte stattdessen der Zugewinn an Freiheit für West und Ost und das gesamtdeutsche Sinnen nach konstruktiven gesellschaftlichen Veränderungen stehen. Bei der Lösung von aktuellen sozialen Fragen sind progressive Denkansätze gefragt und keine geschichtlich vorbelastete Doktrinen.

VOM ENTBINDEN AN DEN SCHREIBTISCH

In der DDR gehörte es zu den normalsten Dingen, neben der Kindererziehung die Karriere aufzubauen. Heute können sich das in Ost und West viele schwer vorstellen. Was war damals anders? *Von Rebecca Freitag und Suana Meckeler*

„Wie, du willst nach der Schwangerschaft gleich weiterstudieren? Das schaffst du doch nicht! Du musst dich schon für eine Sache entscheiden!“, sagten die Kommiliton/innen zu Dr. Irina Mohr, als sie in Westdeutschland mitten im Studium steckte. Sie ließ sich davon nicht beeindrucken, studierte weiter und gehörte zu den Besten. Heute beschäftigt sie sich als Leiterin des Forums Berlin der Friedrich-Ebert-Stiftung unter anderem mit Fragen der Inneren Einheit Deutschlands. Studieren oder arbeiten und zur gleichen Zeit Kinder bekommen und erziehen – das lässt sich heute schwer vereinbaren.

Erst einmal Fuß fassen im Beruf dann vielleicht eine Familie gründen. Das ist in der DDR nie ein Problem gewesen. Für jedes Kind ab drei Monaten gab es einen garantierten Krippenplatz. Frauen gingen spätestens ein halbes Jahr nach der Geburt wieder zur Arbeit. Doch das war keine freie Entscheidung. Die Familien waren auf das zweite Einkommen angewiesen. Über 90 Prozent der Frauen waren berufstätig.

Der Anteil an Hausfrauen im Westen war wesentlich höher. Sie konnten sich, Dank des Einkommens des Mannes, auf den Haushalt und die Erziehung der Kinder konzentrieren. Auch wenn sie so mehr Freizeit hatten, waren die Frauen im Westen ökonomisch abhängig von ihren Ehemännern. Irina Mohr, die in der DDR aufgewachsen ist, war von dort ein fortschrittlicheres Frauenbild gewohnt: „Mein erster Eindruck vom Westen nach der Wende war: Mein Gott, was haben die denn hier für ein veraltetes Frauenbild? Die sind ja völlig rückständig.“ Die ökonomische Unabhängigkeit schuf ihrer Meinung nach ein komplett neues Selbstbild der Frau.

Die frühe staatliche Kinderbetreuung bedeutete jedoch auch, dass die Kinder sehr schnell dem elterlichen Einfluss entzogen wurden. Manche Eltern hatten Bedenken, ihre Kinder in staatliche Obhut zu geben. „Ich habe eine Erzieherin gekannt, die hat mit den Kindern das Brandenburger Tor aufgebaut und ihnen erklärt: ‚Hier

ist der Osten, wir sind die Guten. Auf der anderen Seite wohnen die bösen Kapitalisten.‘ Und die Kinder glauben das natürlich“, erinnert sich Irina Mohr. Sie brachte selbst ihr erstes Kind in der DDR zur Welt. „Es gab aber auch Erzieherinnen, die das ganze Kriegsspielzeug in einer großen Kiste weit oben auf dem Schrank verstauten.“

Trotz der positiven Ansätze in punkto Gleichberechtigung in der DDR waren Frauen selten in Führungspositionen vertreten und haben in typischen Frauenberufen gearbeitet. In der Politik gab es 1988 beispielsweise nur eine Ministerin. In der Wissenschaft waren nur 15 Prozent der Professoren weiblich.

„Das fortschrittliche Frauenbild der DDR wurde zurückgedrängt“, so Irina Mohr. Ihr gefällt es daher, heute wieder eine Entwicklung in diese Richtung zu sehen. Irina Mohr ist hoffnungsvoll, weitere Fortschritte zu sehen: „Ich finde es richtig, dass die Männer auch Erziehungsjahre nehmen können.“



Kind und Karriere: Was für Frauen in der DDR selbstverständlich war, mussten sie sich im Westen hart erkämpfen.

NUR GIFTZWERGE IN DER KRIPPE?

Wie Deutschlands Vergangenheit droht, die Zukunft zu blockieren. *Von Johannes Jungmann*

Finnland landet seit der ersten Pisa-Studie kontinuierlich auf den ersten Plätzen und in Frankreich haben die meisten Kinder Geschwisterchen. Warum kann Deutschland das nicht? Warum hat es solche Schwierigkeiten, seinen Nachwuchs zu fördern und ihre Eltern zu entlasten?

Ein Grund ist seine Vergangenheit. Eine Vergangenheit, die allzu oft missbraucht wird, um politische Interessen durchzusetzen. In

Deutschland ist man immer der Gefahr ausgesetzt, beschuldigt zu werden, das politische Programm der Ewiggestrigen wiederbeleben zu wollen. Ohne es zu beabsichtigen, gerät man schnell in Verdacht, die DDR zwanzig Jahre nach der friedlichen Revolution verharmlosen zu wollen. Dabei gilt es zu bedenken, dass einige Ideen der Familien- und Bildungspolitik aus der DDR durchaus innovativer und zeitgemäßer

sind als ihre Pendanten im heutigen Deutschland.

CSU-Rat Adolf Hildner erklärte 2008 gegenüber der „Frankenpost“, es sei doch natürlich, dass eine Mutter bei ihrem Kind zu bleiben hat. Er ergänzte im gleichen Interview: „Das ist ja wie eine Einrichtung der DDR. Und wo haben wir die meisten Gewaltverbrechen? In der DDR.“ Gegenstand des Gesprächs war eine Kinderkrippe. Die DDR existierte schon 19 Jahre

nicht mehr. Orientiert man sich an der Meinung solcher konservativer Politiker/innen, könnte man leicht den Eindruck bekommen, dass in jeder Krippe ein sozialistischer Giftzwerg lauert.

In anderen Ländern sind Betreuungseinrichtungen für Kleinkinder seit langem erfolgreich ein Bestandteil des modernen Familienlebens. Ein Blick nach Westen, ins Land von Wein und Käse genügt. In Frankreich liegt

DIE UNFREIHEIT DER GESCHICHTE

Die Vergangenheit ist unveränderlich. Und doch liegt die Geschichte im Auge des Betrachters. Das wird besonders deutlich bei der Lektüre von Geschichtsbüchern. *Von Christina Bauermeister*

1975: In einer 8. Klasse einer polytechnischen Oberschule in Beetzen-dorf, einer kleinen Stadt im Norden Deutschlands, rund 15 Kilometer vor der deutsch-deutschen Grenze. Der Lehrer bittet die Klasse zur Ruhe. Thema der Stunde: Die deutsche Teilung. Die Schüler schlagen ihre rot eingefärbten Bücher auf. Den Mann auf dem Buchdeckel kennen sie schon. Es ist Lenin, der Befreier der Arbeiterklasse und Vater der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Zum Verlauf der Gründung beider deutscher Staaten lernen die Schüler/innen, dass die Bestimmungen der Alliierten im sowjetischen Teil Deutschlands gewissenhaft durchgeführt wurden. „Im Westen Deutschlands dagegen blieb die Macht der Monopolist/innen und Junker ungebrochen.“ Und weiter: „Durch die Bildung der Bonner Regierung wurde die Spaltung Deutschlands vollendet.“

Zur gleichen Zeit in Wolfsburg, rund 40 Kilometer entfernt. Es geht um die DDR oder den „totalitären Sozialismus“ – eine Überschrift im

geschichtlichen Weltkunde-Buch. Die Achtklässler/innen lernen von der Zeit um 1949, dass durch die Luft-Blockade Berlins durch die Sowjetunion die Gründung der Bundesrepublik unausweichlich wurde. Die Geschehnisse im Osten wurden wie folgt beschrieben: „In der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) vollzog sich zur gleichen Zeit die Bildung eines Separatstaates. Der Deutsche Volkskongress und der von ihm bestimmte Deutsche Volksrat, der die Verfassung einer Deutschen Demokratischen Republik auszuarbeiten hatte, kamen ohne freie Wahlen zustande. Im Mai 1949 durfte lediglich über eine Einheitsliste abgestimmt werden, wobei die Sitze schon vorher so verteilt waren, dass die SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands) und ihre Mitläufer/innen in der Mehrheit waren.“

1990: Nicht nur Deutschland wird wiedervereinigt, sondern auch die Geschichte der Deutschen. Was bleibt von der 40-jährigen Spaltung des historischen Gedächtnisses? Auf die Frage, was man aus der Geschichte



Schwarz auf Weiß: Geschichte in DDR-Schulbüchern entsprach nicht immer den historischen Fakten.

lernen kann, antworten engagierte Lehrer/innen meist mit den Satz: Die Vergangenheit verstehen lernen, um die Zukunft zu gestalten. Jetzt, zwanzig Jahre nach der Wende, ist die Aufarbeitung der deutschen Teilung noch immer nicht abgeschlossen. Die Geschichte wird neu geschrieben. In den nächsten Monaten werden Politiker/innen und Journalist/innen

viele feierliche Worte über die friedliche Revolution von damals verlieren. Die Menschen in einer Gesellschaft miteinander ins Gespräch zu bringen, das ist die Herausforderung von heute und das kollektive Gedächtnis von morgen.

die Geburtenrate pro Frau mit rund zwei Prozent um mehr als ein Viertel höher als in Deutschland. Und das liegt nicht etwa daran, dass alle französischen Mütter Hausfrauen sind und sich rund um die Uhr um ihre Kinder kümmern. Das übernimmt nämlich die École Maternelle, das französische Modell des Vorschul-Kindergartens. Sie gehört zur Gesellschaft wie die Marseillaise. Ähnlich verhält es sich mit der Idee einer gemeinsamen

Schule bis zur zehnten Klasse oder der Einschränkung der Abwahlmöglichkeiten einzelner Fächer. Schließlich ist es vor allem das, was Finnland immer wieder an die Spitzen der Pisa-Studien katapultiert. Beides wurde in der DDR mit Erfolg praktiziert.

Vielen polemischen Stammtischreden zum Trotz geht es nicht darum, pädagogische Konzepte der DDR zu kopieren oder ihr Familienbild re-etablieren zu wollen. Bei manchen

in der DDR genutzten Ideen handelt es sich um Denkansätze, die wesentlich älter sind, als es das Land jemals wurde. Es stellt keine Verharmlosung eines menschenverachtenden Systems dar, unpolitische Konzepte kritisch anzunehmen, auch wenn sie einmal ebenfalls von einer Diktatur genutzt wurden.

Nicht außer Acht zu lassen ist auch die fatale Wirkung, die das reflexartige Ablehnen dieser Konzepte mit sich

bringt: Wenn fortschrittliche Ideen von heutigen Politikern abgelehnt werden, sie aber in der DDR-Diktatur bereits umgesetzt wurden, spielt man jenen in die Hände, die das SED-Regime im Ganzen als modern verkaufen wollen.

ROHE EIER STATT KALTER KRIEG

In Friedrichshain-Kreuzberg sollen der ehemalige Osten und Westen zusammenwachsen. Stattdessen zelebrieren die Einwohner ihre Unterschiede.

Ein Streifzug von Laura Brehme



Mit Wasser und Gemüse: Wo früher die Mauer stand, bekriegen sich heute die Bürger.

Durch die Luft fliegen Tomaten, Bananen, Wasser- und Mehlbomben. Eine Frau schützt sich durch einen rosafarbenen Regenschirm, ein anderer Teilnehmer trägt einen Motorradhelm.

Heute befinden sich keine Autos auf der Oberbaumbrücke. Wo sich sonst lange Schlangen vor den Ampeln bilden, versammeln sich die Anwohner/innen der beiden Bezirke, die diese Brücke verbindet: Friedrichshain und Kreuzberg. Seit 1998 findet jährlich am 27. Juli die Wasser- und Gemüseschlacht auf der Oberbaumbrücke statt, an der rund 800 Teilnehmer/innen beteiligt sind. Als Waffe ist alles erlaubt, was weich ist: rohe Eier oder Tomaten, aber auch Äpfel und Birnen, wenn sie weichgekocht werden. Denn ernsthaft verletzt werden soll hier niemand. Für ein halbes Jahrhundert waren die beiden Bezirke durch eine Mauer getrennt, seit 2001 nun sind sie zu einem gemeinsamen, die ehemalige Grenze übergreifenden Bezirk zusammengefasst. Doch sind sie auch zusammengewachsen?

Friedrichshain-Kreuzberg ist einer von zwei Fällen, in denen ein ehemaliger Ost- und ein ehemaliger Westteil

der Stadt zu einem Bezirk vereint wurden. „Die Zusammenlegung von Ost- und Westbezirken war in Berlin ein Aspekt der Vereinigung. Hierdurch sollte sich die Bevölkerung mit der Zeit immer mehr vermischen“, erklärt Wolfgang Thierse, MdB (SPD), Vizepräsident des Deutschen Bundestages. Er lebt seit über 20 Jahren in Prenzlauer Berg, einem ehemaligen Ost-Bezirk. Den Mauerfall und die darauffolgenden Entwicklungen erlebte er als Politiker in Berlin mit. Und das Zusammenwachsen von Ost und West durch alltägliche Begegnungen hält er für sinnvoll. „Man muss ja nicht immer etwas pathetisches verlangen“, meint er. „Es kommt auf die kleinen, alltäglichen Begegnungen an.“

Hans-Christian Ströbele, stellvertretender Vorsitzender der Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen, gilt in Berlin als eine Ikone Kreuzbergs und auch in Friedrichshain erzielt er mit seiner Partei immer größere Erfolge. In seinem Bundestagsbüro hängt eine Karte von Friedrichshain-Kreuzberg, seinem Wahlkreis. Die Spree bildet die Grenze zwischen den Stadtteilen. Doch er sieht diese Grenze

auch als Verbindung. An beiden Ufern öffneten in den letzten Jahren Strandcafés und Galerien. Somit entstand eine Szene der „Alternativkultur“ auf beiden Seiten der ehemaligen Grenze zwischen der BRD und der DDR. Doch Unterschiede bestehen nach wie vor zwischen Friedrichshain und Kreuzberg, die auch auf die ehemalige Teilung zurückzuführen sind. So fallen vor allem architektonische Unterschiede auf. Im Osten Fried-

Einige Eltern aus Friedrichshain hingegen möchten ihre Kinder nicht in Klassen unterrichten lassen, in denen überwiegend Migrantenkinder sind.

Doch in der Generation derjenigen, die die DDR nicht bewusst erlebt haben, spielt die Teilung keine große Rolle mehr in ihrem Alltag. Luisa Richter, 21, wohnt in Friedrichshain und ist oft in Kreuzberger Cafés. Sie hat schon viele Erfahrungen mit Ost/West-Vorurteilen gemacht, da sie in

Für ein halbes Jahrhundert waren die beiden Bezirke durch eine Mauer getrennt. Sind sie inzwischen zusammengewachsen?

richshains trifft man vor allem auf Plattenbauten, während in Kreuzberg die meisten Anwohner in sanierten Altbauwohnungen leben.

Doch auch die Mentalität ist eine andere. Während sich die Bevölkerung im Gebiet an der Spree immer weiter vermischt, trifft man im Osten Friedrichshains am Ostbahnhof oder am Platz der Vereinten Nationen auf Bewohner/innen, die schon zu DDR-Zeiten hier wohnten und sich in gewissen Dingen wesentlich von den Bewohner/innen Kreuzbergs unterscheiden. Viele Bewohner/innen der Plattenbauten sind bis heute aus Überzeugung nicht weggezogen. „Viele erzählen mir von den großen Vorteilen, dass sie aus dem Haus gehen und sofort im Grünen sind und ihre Ruhe haben. Dagegen würden viele Kreuzberger/innen nicht auf die Idee kommen, hierher zu ziehen“, erzählt Ströbele von seinen Erfahrungen mit Bewohnern/innen.

Bis heute herrschen auch noch Vorbehalte gegenüber dem Westen und Osten. „Es gibt immer noch eine unterschiedliche Mentalität, geradezu Vorurteile, zum Beispiel gegenüber den Lehrmethoden der Schulen“, meint Ströbele. Aus Kreuzberg schicken einige Eltern ihre Kinder lieber nach Neukölln oder Schöneberg auf Schulen als in Friedrichshain, dem eigenen Bezirk. Sie befürchten eine zu autoritäre Erziehung oder möchten ihre Kinder nicht von ehemaligen DDR-Lehrern unterrichten lassen.

Ostdeutschland geboren ist und später im Westen lebte. „Im Osten war ich immer der Wessi und im Westen immer der Ossi“, erzählt sie. Doch in Friedrichshain-Kreuzberg sind ihr noch nie Vorurteile gegenüber Bewohnern der jeweiligen Stadtteile begegnet. Auch Janne Haland, 21, weiß nichts von Feindschaften zwischen Friedrichshainern und Kreuzbergern. Von der Essensschlacht hat sie schon mal gehört, doch warum sich darin bekriegt wird, weiß sie nicht: „Darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht.“ Und Ströbele sieht das mit Humor. „Die Schlacht ist in Berlin schon zu einer kleinen Touristenattraktion geworden.“ Bessere Werbung könnte man für Friedrichshain-Kreuzberg nicht machen.

WESTWIND WEHT IM PRENZLAUER BERG

Das ehemalige Arbeiterviertel der DDR hat in den letzten zwanzig Jahren einen rasanten Wandel vollzogen. Was von den meisten Bewohner/innen als Bereicherung wahrgenommen wird, empfinden andere als Verlust. *Von Lisbeth Müller-Hofstede*

Prenzlauer Berg, zwanzig Jahre nach der Wende. Schöne, junge Menschen sitzen ausgeruht in zahlreichen Cafés, die die Kastanienallee säumen und genießen die ersten Sonnenstrahlen des Jahres zusammen mit einem Milchkaffee im Glas. Ein prächtig renovierter Altbau reiht sich an den anderen. Junge Mütter bleiben für einen Blick ins Schaufenster des Jungdesignerladens stehen, während ihre Kleinkinder auf Laufrädern hinterherrollen. Schicke Boutiquen, gemütliche Cafés und Biosupermärkte häufen sich geradezu. Prenzlberg boomt im Jahre 2009 und das ist kein Geheimnis mehr.

Nur ein paar hundert Meter weiter an der Bernauer Straße erinnert eine Informationstafel vor einem Riesengraffiti zu Ehren der brasilianischen Nationalmannschaft an die junge deutsche Geschichte. Hier, auf dem

mindestens so viel bezahlt. Hier haben wir Holzdielen, Stuck an der Decke und eine coole Umgebung.“

Wie Gina und Hella erging es vielen Einwohnern Prenzlbergs. So waren es auch in den Jahren nach der Wende Zugezogene aus Westdeutschland, die bereit waren, im alten Arbeiter/innen- und Künstler/innenviertel der DDR hohe Mietpreise für den Trendfaktor in Kauf zu nehmen.

Anfang der 90er-Jahre lag das Durchschnittseinkommen der Bewohner/innen des Prenzlauer Bergs noch 20 Prozent unter dem Berliner Durchschnitt, während es heute fünf Prozent darüber liegt. Die Bevölkerungsdichte ist heute eine der höchsten in Berlin, umso begehrter werden Bauflächen und Immobilien. Nicht selten kommt es vor, dass Häuser schon vor dem Bau eine/n Käufer/in finden.

„Vor der Wende haben wir uns gewünscht, dass alle so sind wie wir. Plötzlich waren alle so wie wir, nur hatten sie mehr Geld. Das empfinde ich jetzt als Verlust.“

ehemaligen Todesstreifen, war es, wo vor zwanzig Jahren noch die Mauer stand und wo Verzweifelte sich 1961, im Jahr des Mauerbaus, aus ihrem Fenster in den Westen stürzten. Wenn der nahegelegene Mauerpark nicht Mauerpark hieße, wären es wohl die wenigsten, die sich des geschichtsträchtigen Orts bewusst wären. So gilt der Prenzlauer Berg in diesen Tagen als hippste und kreativste Ecke Deutschlands, besonders Student/innen, junge Familien und Freiberufler/innen zieht es in den beliebten Kiez.

Auch Gina und Hella, beide 22, sind dem guten Ruf Prenzlbergs gefolgt und nach ihrem Abi aus einer Kleinstadt in der Nähe von Stuttgart schnurstracks in den Prenzlberg gezogen. „Freunde von uns wohnten schon länger hier, als Alternative gab's für uns nur Friedrichshain“, sagt Hella. Hier zahlen sie für ihre Zweizimmer-Wohnung um die 700 Euro. Für Berliner Verhältnisse ist das nicht billig, „aber wären wir nach Stuttgart oder München gegangen, hätten wir

„Wenn ich das Geld hätte, würde ich sofort zuschlagen“, sagt Thomas, 28. Er wohnt seit fünf Jahren im Viertel und möchte, wenn er dieses Jahr sein Studium abschließt, „auf keinen Fall weg hier“. Und die hohen Mieten? „Für die tolle Wohnqualität muss man halt auch bereit sein, woanders Abstriche zu machen“, entgegnet er entschlossen.

Doch der neue Prenzlberg gefällt nicht allen gleich gut. Bei einigen „Urprenzlberger/innen“ tritt an die Stelle von Euphorie oft Enttäuschung. „Ich wohne hier noch, aber ich lebe hier nicht mehr und kann es mir auch nicht mehr leisten“, sagt Annett Gröschner, Journalistin und Autorin des Buches „Durchgangszimmer Prenzlauer Berg“, das das verlorene Lebensgefühl des Quartiers beschreibt. „Die 90er-Jahre waren für mich die schönste Zeit im Prenzlauer Berg. Die Mieten waren billig, es gab viele Künstler, besetzte Häuser und interessante Leute“, so Gröschner. Eine Art „Weltgefühl“ sei es gewesen, das Anfang der 90er durch

den Prenzlauer Berg wehte. Heute zieht es die Autorin immer mehr nach Kreuzberg, da die Bevölkerung dort „durchmischer“ sei.

Zum Wandel im Prenzlauer Berg fügt sie hinzu: „Vor der Wende haben wir uns gewünscht, dass alle so sind wie wir. Plötzlich waren alle so wie wir, nur hatten sie mehr Geld. Das empfinde ich jetzt als Verlust.“ Eine ähnliche Meinung vertritt auch Judka Strittmatter, die ebenfalls bereits vor der Wende im Prenzlauer Berg wohnte. „Durch den Mauerfall hat sich das eigene Land schon grundlegend verändert. Die große Verwandlung des Prenzlauer Bergs empfinde ich, als ob mir etwas weggenommen wurde“, sagt die freie Journalistin. Eine

Prenzlberg vor der Wende zu „idealisieren“ oder zu „idyllisieren“.

„Es hat keinen Sinn über das Viertel eine Käseglocke zu stülpen, um eine falsche Sozialismusromantik zu erhalten“, so der Bundestagsabgeordnete. Die aktuelle Entwicklung solle man „nicht verteufeln“, aber dass der Wandel mit so hohen Mietpreisen verbunden sei, dagegen müsse man etwas tun.

So scheinen Neu- und Alt-Prenzlberger/innen doch auf einen gemeinsamen Nenner kommen zu können. Wolfgang Thierse ist sich sicher: „Ich wohne seit 35 Jahren im gleichen Kiez und habe nicht die geringste Anwendung wegzuziehen.“



Vom Hippie- zum Ökokiez: Der Ost-Bezirk „Prenzlauer Berg“ ist nicht wiederzuerkennen.

unglaubliche Langeweile entstehe, so Strittmatter, wenn man nur noch von Künstler/innen und Kreativen umgeben sei: „Wo sind die Verrückten und die Arbeiter/innen?“

Zuversichtlicher äußert sich Wolfgang Thierse. Der ist nicht nur Vize-Präsident des Deutschen Bundestages, sondern auch ein alteingesessener Bewohner des Prenzlauer Bergs. Er sträubt sich dagegen, das Leben im

„DIE MAUER IST WIE LEGOLAND“

Im geteilten wie im vereinigten Berlin suchen die Tourist/innen nach der Mauer. Auch wenn es sie im Original nicht mehr gibt, machen diverse Attraktionen in der Hauptstadt das Leben von damals wieder erfahrbar. Damit lässt sich auch Geld verdienen. *Von Jacob Comenetz*

Früher, als amerikanische Tourist/innen nach Westberlin kamen, haben sie den Taxifahrer während der Fahrt in die Stadt gefragt, ob es die Mauer wirklich gäbe. Mediale Darstellungen hatten die Mauer weltbekannt gemacht. Als zentraler Schauplatz des Kalten Krieges blickte die Welt in der Tat öfters auf diese Stadt. Es war schwer vorstellbar: Eine graue Betonmauer trennte nicht nur eine Stadt in zwei Teile, sondern symbolisch die ganze Welt. Wie hoch muss diese Mauer sein? Mit dieser Frage kamen viele Tourist/innen nach Berlin. Besucher/innen des heutigen Berlins erwarten keine Mauer mehr – oder doch? Auch wenn sie wissen, dass

eine faktische Neugründung der Stadt bewirkt, sondern zugleich eine Neuerfindung Berlins in Gang gesetzt“, sagt er. Berlin ist bekanntlich „arm, aber sexy“, wie Wowereit nicht müde wird zu betonen. Dem Tourismus kommt dadurch eine besondere wirtschaftliche Bedeutung zu. Die Zahlen sprechen für sich: Kamen im Jahr 1992 rund 3,1 Millionen Touristen in die Stadt, waren es 2007 schon fast 7,6 Millionen Besucher/innen.

Diese Neuerfindung mag nicht jede/r in all seinen facettenreichen Erscheinungen begrüßen. Eine Touristengruppe aus Südeuropa besteigt die von Figuren Marx und Engels auf deren einstigem Forum. Mit einem Blick auf die andere Spreeseite, zum „rückgebauten Palast der Republik“, wie es im Amtsdeutsch heißt, sagt Fotograf Marc Darshinger: „Mauer-tourismus ist wie Legoland.“ Die Mehrzahl der Besucher/innen des Berlins von heute nehmen keine Rücksicht auf die Leiden der Menschen, die das geteilte Land durchlebten, meint er. Aber in einer freien Gesellschaft sind nicht nur die Gedanken, sondern auch die Gelegenheit, die Geschichte zu verkaufen, frei.

Im klimatisierten-DDR Museum, das sich nun seit drei Jahren an der Spree gegenüber des Berliner Doms befindet, kann man genau dies erleben. Robert Rückel, Geschäftsführer und Direktor des Museums, vergleicht sein Museum gern mit dem ehrwürdigen Deutschen Historischen Museum (DHM), das nur einige hundert Meter entfernt liegt. Es hätte nur zwei Jahre gedauert von der Idee bis zur Eröffnung des DDR-Museums. „Das DHM hat dafür 18 Jahre gebraucht“, sagt Rückel. Das DHM wird, wie die meisten Museen Berlins, durch staatliche Mittel finanziert. Rückel ist stolz darauf, dass sich das DDR-Museum komplett aus Einnahmen der Besucher/innen finanziert. „Ich wollte beweisen, dass eine kulturelle Einrichtung nicht vom Staat abhängig sein muss“, sagt Rückel.

Auf die Frage, wie das Geschäft läuft, reagiert Rückel, der ursprünglich aus Bayern kommt, begeistert. „Gut“,



20 Jahre Mauerfall: Im Jubiläumsjahr ist die Mauer besonders präsent.

sagt er zuerst, dann korrigiert er sich selbst: „Wunderbar.“ Das DDR-Museum, das den Alltag der Menschen in der sozialistischen Diktatur schildert, hat es geschafft: „Wir sind die Nummer 11 unter den meistbesuchten Museen Berlins.“ Findet er es überhaupt merkwürdig, wenn ehemalige Bürger/innen der DDR 5 Euro zahlen müssen, um das Museum zu besuchen? Rückel, der sich ganz relaxt mit einer roten Krawatte in seinem Stuhl im Besucherzentrum des Museums zurücklehnt, findet das gar nicht. „Das ist die Freiheit“, sagt er. „Man ist nicht verpflichtet, das Museum zu besuchen.“ Wenn andere staatliche Museen ihm sagen, nur sie könnten ernsthaft Geschichte darstellen, findet er das „eine ziemlich kommunistische Haltung“.

Die Freiheit, die ganz Berlin jetzt genießen darf, hatte zur Folge, dass die Unfreiheit von damals praktisch zu einem geschichtlichen Produkt geworden ist, das man an vielen Orten der Stadt zum Kauf angeboten bekommt. Die einstige „Insel im roten

Meer“ wird immer mehr zu einem Vergnügungspark. Von „echten“ Mauerstücken, die auf Postkarten in Plastik geschweißt werden, bis hin zum Stempel, den man in den „Pass“ bekommen kann von „Grenzern“, die noch an touristischen Orten wie Checkpoint Charlie, Potsdamer Platz oder Brandenburger Tor stehen. Die nichtkommunistische Gesellschaft von heute lässt vieles zu. Die Vermarktung der Geschichte gehört wohl auch zur Ostalgie: der Sehnsucht nach einer Zeit, in der genau dies nicht möglich gewesen wäre.



DDR zum Anfassen: Das DDR-Museum gilt als besonders besucherfreundlich und interaktiv.

die eigentliche Mauer nicht mehr steht, bleibt der „antifaschistische Schutzwall“ das Markenzeichen Nummer Eins des wiedervereinigten Berlins. Es besteht also eine Nachfrage, die man mit einer Fülle von Angeboten zu befriedigen versucht.

Wer sich an einem sonnigen Frühlingstag vom Brandenburger Tor in Richtung Alexanderplatz begibt, der bekommt ein Gefühl dafür, wie sehr Berlin sich in eine Metropole des Tourismus' verwandelt hat. Man sieht nicht nur die Flaneure, die scharenweise den Prachtboulevard Unter den Linden auf und ab laufen, sondern auch die stets wachsende Zahl der Läden und Attraktionen, die das touristische Publikum ansprechen sollen. Auch dies ist ein Teil der Entwicklung Berlins nach der Wende, die der Regierende Bürgermeister Klaus Wowereit als Wahrzeichen der Stadt hervorhebt. „Der Mauerfall 1989 hat nicht nur

DIE MAUER IN UNSEREN WOHNZIMMERN

Die Berliner Mauer ist verschwunden. Doch sie ist nicht weg: Überall auf der Welt wimmelt es von Mauerteilen. *Von Nicola Hofmann*

Trennte sie einst Millionen Berliner Bürger/innen, eint sie heute unzählige Menschen aus aller Herren Länder, die sich nach einem Besuch der wiedervereinigten Stadt ihr persönliches Stückchen deutscher Zeitgeschichte mit nach Hause nehmen: die Berliner Mauer.

In den zahlreichen Souvenirläden der Hauptstadt findet sich ja einfach alles, was das Herz eines waschechten Ostalgikers höher schlagen lässt: Offiziersmützen, Ampelmann-Fruchtgummis oder Fahnen mit dem DDR-Wappen. Doch nichts von alledem erfreut sich so großer und stetig steigender Beliebtheit wie diese kleinen, farbigen Brösel des einstigen „antifaschistischen Schutzwalls“. Längst ist der eben nicht mehr so gewaltig wie anno dazumal und auch an seiner „formschönen und wartungsarmen“ Gestalt hat er über die Jahre hinweg doch erheblich eingebüßt. Zerkrümelt in handliche Portionen, wird er auf

unterschiedlichste Art und Weise zur – welch Ironie des Schicksals – äußerst gewinnbringenden Ware weiterverarbeitet. Ob als Schlüsselanhänger, von Plexiglas umhüllt, oder einfach auf Postkarten geklebt.

In Anbetracht dieser Umstände drängt sich einem doch eigentlich fast zwangsläufig die Frage auf, wie viele der besagten Waren denn überhaupt originale Bruchstücke sind. Schließlich ist Beton nicht gerade für seine Fälschungssicherheit bekannt. So kann sich ein jeder ohne großen Aufwand diese lukrativen Erinnerungsstücke selbst zusammenbasteln: Einfach eines der Mauersegmente nachbauen, der Ordnung halber nochmal mit einem Protestschild ausgestattet drum herum laufen und Voilà: Schutzwall im Schnellverfahren!

Nun wollen wir aber mal nicht gleich den Teufel an die Mauer malen. Die allermeisten der Steinchen sind wohl tatsächlich echt, gibt es doch immer

noch einige Händler, die Tonnen von dem Zeug in irgendwelchen Kellern gehortet haben. Hakt man aber an den verschiedenen Verkaufsstellen ein bisschen nach, bringt man schnell in Erfahrung, dass die typisch knalligen Farben auf den Mauerstückchen in den allermeisten Fällen erst heutzutage aufgetragen werden. Es handelt sich also quasi um gesamtdeutsche Farbe.



Sonderpreis: Mauer zu verkaufen

Auch wenn das nach Beschiss klingt, „wollen die Kunden das so“. Ein quietschbuntes Stück Berliner Mauer macht sich halt einfach doch besser auf dem heimischen Kaminsims als ein ödes graues. Außerdem steht ein derart bemaltes Teil irgendwie ja auch als schönes Symbol für die deutsche Einheit, wa!?

DER HERR DER SOWJETHÜTE

Wenn das Honecker wüsste: Zwanzig Jahre nach der Wende lebt ein Pakistani von den Überresten der DDR. *Von Sabine Kurz*

Seit Stunden schon steht er mit zwei Kollegen auf der Brücke, irgendwo in Berlin. Er verkauft Krawattennadeln, Plüschhandschellen und Hüte: russische Pelzmützen und Staatssicherheitskappen aus der DDR. Die Waren kommen aus alten Lagern im Osten, er sagt, sie seien alle echt.

Seinen Namen möchte er nicht nennen, er hat Angst vor der Polizei. Nennen wir ihn Saad. Er kam 1984 aus Pakistan nach West-Berlin und lebt heute vom Mauertourismus. Täglich ziehen tausende Menschen an ihm vorbei, viele davon sind auf der Suche nach den letzten Überresten der Diktatur von damals, mit Kameras um den Hals und Stadtplan fest in der Hand. Saad lebt von ihnen, von ihrer Gier danach, dem anderen, geteilten

Berlin zu begegnen. Sein Motto ist „billig gekauft, billig verkauft“ – mehr als zwei, drei Euro Gewinn will er nicht. Er richtet sich mit dem Verkaufspreis auch nach dem Aussehen seiner Kunden: Wer so aussieht, als ob er selbst nicht so viel verdient, muss weniger zahlen als andere.

Doch seit einer Woche hat Saad nichts verkauft. Im Moment kaufen die Leute lieber Ampelmännchen. Außerdem scheint die Sonne, wer braucht da schon sowjetische Pelzmützen? Saad und die anderen Verkäufer auf der Brücke haben keinen anderen Job gefunden. Aber sie wollen und müssen arbeiten, also stehen sie Tag für Tag dort und warten auf Kundschaft. Das ganze Jahr über, egal, wie kalt es ist. Nur bei Regen und Schnee können

sie nicht arbeiten, weil das Gesetz verbietet, dass sie Schirme benutzen. Saad dreht die Augen und murmelt etwas von „deutscher Bürokratie“.

Saad redet oft über das Gesetz und darüber, wie die Polizei es durchsetzt. „Es gibt zwei Sorten Polizist/innen“, erklärt er. „Die, die noch ein Auge zudrücken und uns in Ruhe lassen. Und die, mit denen sich nicht reden lässt.“ Dann muss er auch schon mal ein Bußgeld zahlen, das einen ganzen Monatsertrag ausmacht. „Manchmal“, sagt er, „gehen die Polizisten nicht gerade sanft mit uns um.“



Verkaufsstand: Reise in die Vergangenheit

GENERATION EINHEIT

Wie Jugendliche über die Einheit denken. *Ein Interview von Ann-Kathrin Benner*

Ruth Winkler unterrichtet an der Amelia-Earhart-Oberschule in Berlin-Köpenick Deutsch, Englisch und Geschichte. Sie selbst ist in Nordrhein-Westfalen aufgewachsen und hat in Münster Erdkunde und Geschichte studiert. Ihre Schüler/innen hingegen leben oft seit ihrer Geburt in Berlin, von der Mauer selbst wissen sie aber nur noch aus Erzählungen. Wie denkt die Generation Einheit über die Teilung Deutschlands?



Ruth Winkler unterrichtet an der Amelia-Earhart-Oberschule in Berlin-Köpenick Deutsch, Englisch und Geschichte.

Zwanzig Jahre sind seit dem Fall der Mauer vergangen. Die Schüler/innen, die Sie unterrichten, kennen das Bollwerk nur noch aus Erzählungen. Ost und West, könnte man meinen, spielt da keine Rolle mehr.

Typisch Ossi oder typisch Wessi – diese Kategorien sind schon noch präsent, allerdings vor allem, wenn es darum geht sich zu necken. Das ist bei uns im Kollegium ja nicht anders. Wenn es

aber beispielsweise um Freundschaften geht, spielt dieses Merkmal überhaupt keine Rolle mehr.

Wie bringt man Jugendlichen im Geschichtsunterricht eine Teilung Berlins näher, die diese selbst gar nicht miterlebt haben?

Wir beziehen Zeitzeugen aus dem näheren Umfeld ein. Zur Nachkriegsgeschichte von Deutschland haben wir eine Zeitleiste erstellt und ein Lernplakat. Die Schüler/innen hatten den Auftrag, die eigenen Eltern zum Mauerfall zu befragen.

Wozu ein Plakat? Die historischen Orte, an denen einst die Grenze verlief, liegen hier doch direkt vor der Haustür.

Klar. Wir sind auch mal nach Berlin Mitte gefahren, um uns einen historischen Schauplatz selbst anzusehen. Wir haben das Brandenburger Tor in Richtung Westen durchquert und ein Schüler stellte sich auf die Linie, an der die Mauer damals verlief. Er hüpfte hin und her und sagte nach einigen Wiederholungen „Jetzt war ich schon elf Mal im Westen.“

Elf Mal, an diesem einen Tag?

Nein, in seinem ganzen Leben. Es stellte sich heraus, dass dieser Ausflug für viele Schüler/innen der erste Besuch in Westdeutschland war. Aber ich denke, das ist typisch Berlin und hängt

mit der starken Kiezzugehörigkeit zusammen. Viele Schüler/innen in Ost und West kommen einfach nicht oft aus ihren Bezirken raus. Für Schüler/innen, die Verwandte im Westen haben oder Fußballfans sind, war es hingegen eine Selbstverständlichkeit, sich in ganz Berlin zu bewegen. Sie nehmen die Stadt als Ganzes wahr.

Wie reagieren die Schüler/innen, wenn Sie sagen: „Die DDR war eine Diktatur?“

Bei der Beurteilung des Systemes der DDR sind meine Schüler/innen zwiespalten. Für manche wäre es eine Bevormundung, beispielsweise einen bestimmten Beruf nicht ausüben zu dürfen, wie das in der DDR der Fall war. Andere, die Angst haben, gar keinen Beruf zu bekommen, sehen die staatliche Bevormundung von damals eher als Unterstützung. Ohnehin sind alltägliche Fragen, wie die nach der eigenen beruflichen Zukunft, drängender als der Wunsch nach historischer Aufarbeitung.

Mit anderen Worten: Ihre Schüler/innen können mit Schlagworten wie der gewonnenen Pressefreiheit, der politischen Freiheit oder dem Niederreißen einer Mauer wenig anfangen, weil ihr eigenes Befinden im Mittelpunkt steht. Wie begeistern Sie die Schüler trotzdem für den Geschichtsunterricht?

Sehr beeindruckt hat der Besuch von einem Überlebenden aus der Zeit des

Nationalsozialismus. Er hat das Thema sehr persönlich und lebendig rübergebracht, am Ende wurde noch ein Film gezeigt. Und bei einem Besuch im Stasimuseum in der Normannenstraße haben die Schüler erkannt, dass Stasi-Geschichte ebenso spannend sein kann wie eine 007-Agenten-Erzählung. Das ist einfach sehr anschaulich. Dennoch können sich Jugendliche nur sehr fragmentarisch vorstellen, wie das Leben in der DDR war und mit welchen Unterdrückungen man zu kämpfen hatte.

Die Elterngeneration hat da Erfahrungen gemacht, die ihre Kinder nur schwer nachvollziehen können. Denken Sie, dass die Wiedervereinigung in dieser Hinsicht Deutschlands Familien trennen kann?

Ich vermute, dass die Kommunikation innerhalb der Familien allgemein dann schwer ist, wenn junge Menschen eine völlig andere Ausbildung machen als ihre Eltern. Wenn die Eltern Bauern sind und der Sohn in die Werbebranche geht, können Mutter und Vater sich wahrscheinlich nur schwer vorstellen, wie sein Alltag aussieht. Ich glaube aber nicht, dass das in erster Linie mit Ost und West zu tun hat.



DAS SONDERBARE DER IDENTITÄT

Wie es ist, Ostdeutsch oder Westdeutsch zu sein. *Von Nicole Marschner*

Merkst du in deinem Alltag, wer von hüben oder drüben kommt? Ist es wichtig für dich?

Literatur, Bücher, Zeitungsartikel gibt es zu diesem Thema in Hülle und Fülle. Bücher wie „Typisch Ossi Typisch Wessi“ von Michael Jürgs und Angela Elis, „Neue deutsche Mädchen“ von Jana Hensel und Elisabeth Raether gehen der Frage nach, was wir denn nun voneinander denken und inwiefern Erzählungen und Bilder im Kopf unsere Sichtweisen prägen.

Claudia Rusch, Autorin des Buchs „Aufbau Ost – unterwegs zwischen Zinnowitz und Zwickau“ kann auf die Frage, woran man einen Ossi oder Wessi erkennt, nur mit den Augen rollen.

„Na klar gibt es kulturelle und regionale Unterschiede, aber das sind doch keine Qualitätsmerkmale. Lebensgeschichten passieren nun mal an ihren Orten und damit in ihren Systemen.“

Wie werde ich zum Ossi oder Wessi? Für die Entwicklung meiner Persönlichkeitsstruktur, die Basis meiner Identität, brauche ich immerhin meine ersten drei Lebensjahre. Das lässt erahnen, dass es mehr als ein geografisches „Wo?“ braucht, um zu wissen, wie jemand so tickt.

Das Aufwachsen in einem Land wie der DDR fördert bestimmte Eigenschaften, andere werden unterbunden. Buchautor und Journalist Robert Ide ist sich sicher: „Die Ellenbogengesellschaft war in der DDR weniger ausgeprägt. Bei vielen Menschen war es Ziel, in der grauen Masse unterzuschlüpfen und nicht aufzufallen.“ Er selbst leitet derzeit die Sportredaktion des Tagesspiegels, seine Mitarbeiter hätten ihn neulich gelobt, dass er sie noch nie angebrüllt habe. „Menschen anzubrüllen – das ist für einen Ossi absolut undenkbar“, meint Ide. Und auch Claudia Rusch erkennt solche Gemeinsamkeiten unter DDR-Gebo-

renen. „Da ist doch nichts dabei“, meint sie. „Es ist selbstverständlich, dass ein Italiener oder ein Franzose manche Dinge anders sehen als ein Deutscher. Und auch wir Ossi sind in einem anderen Land aufgewachsen als Westdeutsche.“

Das Wort Identität erklärt ein bekanntes virtuelles Nachschlagewerk wie folgt: „Da Identität auf Unterscheidung beruht und die Unterscheidung ein Verfahren ist, das ein Ganzes untergliedert (scheidet), kann etwas nur als Teil eines Ganzen Identität erlangen. Daher wird verständlich, weshalb Menschen ihre Identität als bestimmte Menschen in einem Wechselspiel von ‚Dazugehören‘ und ‚Abgrenzen‘ entwickeln.“ Ah - ist das schon des Rätsels Lösung? Müssten wir uns also „nur“ als ein Teil des Ganzen verstehen, eines geeinten Gesamtdeutschlands? Aber welchem Teil gehören wir dann an – dem Osten oder dem Westen?

Jede ernst gemeinte Begegnung macht deutlich, dass es nicht die eine ostdeutsche und nicht die andere westdeutsche Identität gibt. Die Hamburgerin kann sich genauso vom Freiburger unterscheiden wie vom Leipziger. Und wo im deutschen Land welche Menschen jetzt selbstbewusster, zielstrebig, geiziger, mehr sexy, ehrlicher oder diplomatischer sind – das sollte doch am besten jeder ganz individuell entdecken.

Die Kunst in der Identitätsdebatte besteht wohl darin, sie frei von Klischees zu betrachten.

„Die große Chance, für sich selbst zu denken, sich ab einem bestimmten Alter selbst zu definieren, sich auf seine Stärken zu besinnen und somit mit seiner ‚Inneren Landkarte in Einheit‘ zu sein, um persönliche Ziele zu erreichen“, davon spricht auch Frau Dr. Irina Mohr, Leiterin des Forum Berlin der FES.

EIN PAAR GRÜNDE MEHR

In der Demokratie entscheidet das Volk. Dieses aber ist von seinen Erfahrungen aus der Diktatur geprägt. *Von Johannes Jungmann*

Die Mauer ist gefallen, die DDR-Vergangenheit. Erlebnisse vor dem Mauerfall wirken sich dennoch weiterhin aus – auch auf tagesaktuelle politische Entscheidungen wie die Abstimmung über den Berliner Ethikunterricht.

„Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort, unverzüglich.“ Auf einmal war sie weg, die Mauer, und 16 Millionen DDR-Bürger/innen wurden in weniger als einem Jahr zu gesamtdeutschen Bundesbürger/innen.

Wie schnell ändert sich ein Leben nach solch einem Umbruch? Wie stark bestimmen die persönlichen Erfahrungen aus dem Leben in der DDR das Leben in der BRD? Eine allgemeingültige ostdeutsche Grundmeinung gibt es nicht. Dennoch steht eines fest: Wer einen Großteil seines

Lebens in der DDR verbracht hat, wird von den Erlebnissen geprägt.

„Wir sind ein Volk“, hieß es wieder mal am 26. April. Die Berliner/innen waren aufgefordert, basisdemokratisch zu entscheiden: Soll Religion als Wahlpflichtfach auf Augenhöhe mit dem bislang verpflichtenden Ethikunterricht gehoben werden? Oder bleibt es weiterhin ein optionales, unbenotetes Wahlfach an Berliner Schulen? Es gab gute Gründe, für das eine oder gegen das andere zu sein. Wer in der DDR aufgewachsen ist, hat aber mitunter noch ein paar mehr. Wolfgang Thierse, MdB (SPD), erinnert sich beispielsweise noch genau an die Zeit, in der ein Staat das Monopol auf die Werte seiner Bevölkerung beanspruchte. „Ich möchte nicht, dass der Staat als Weltanschauungslehrer

auftritt“, sagt Thierse, Vizepräsident des deutschen Bundestages. Lange wurde während der DDR sozialistische Staatsmoral über die Schule Kindern und Jugendlichen als die einzig richtige aufgezwungen. Wie Thierse wollen heute viele Ostdeutsche in Zukunft frei wählen können, in welcher Konfession ihr Kind ethische Werte vermittelt bekommt oder ob es einen atheistischen Lebenskunde-Unterricht erhält.

Doch unter den Ostdeutschen gibt es auch glühende Verfechter/innen für einen verpflichtenden, einheitlichen Ethik-Unterricht. Der Wiedereinzug der Kirchen in die Schule und die Schaffung eines versetzungsrelevanten Religionsunterrichts ist für sie eine gefährliche Einflussnahme der Religionsgemeinschaften auf die zur

Neutralität verpflichteten Schule. In der DDR gab es diese Einflussnahme nicht. Diese Erfahrung aus Ost-Zeiten sitzt tief. „In der ostdeutschen Wählerschaft haben wir mehr Ethikwähler/innen erwartet“, antwortet demnach auch Monika Rebitzki, Leiterin des Kampagnenbüros Pro Ethik, auf die Frage, ob die Ergebnisse der Pro-Reli-Debatte etwas mit der ehemaligen Ost-West-Teilung zu tun haben. Dass das Ergebnis aber so eindeutig ausfällt hätte niemand gedacht. Aus welchen Beweggründen auch immer, in den ehemaligen DDR-Bezirken stimmte jeweils ein Mehrheit gegen ProReli, in den Westbezirken je eine Mehrheit dafür.

„Wir sind ein Volk“

Eine Losung der Leipziger Montagsdemonstrationen im Herbst 1989



Die letzten Überreste vom Palast der Republik, kurz vor dem endgültigen Abriss.

Regine Hildebrandt, frühere Sozialministerin in Brandenburg: „Die Grenze war ja in der Bernauer Straße die Häuserfront. Um das mal deutlich zu machen: Wenn wir aus'n Fenster gekickt haben, war'n wir mit dem Kopp im Westen, versteh'n Sie?“

Am 15. Juni 1961 auf einer Pressekonferenz mit der Frage konfrontiert, ob die DDR am Brandenburger Tor eine Staatsgrenze mit allen Konsequenzen errichten wolle, erklärte **Walter Ulbricht**, ehem. SED-Generalsekretär und Staatsratsvorsitzender der DDR, noch: „Niemand hat die Absicht, eine Mauer zu errichten.“

Michail Gorbatschow, ehem. Generalsekretär des ZK der KPdSU und Präsident der Sowjetunion, am 7.10.1989: „Ich glaube, Gefahren warten nur auf jene, die nicht auf das Leben reagieren.“ In seinen Memoiren schreibt Gorbatschow, er habe zwei Tage später Honecker in einem Vier-Augen-Gespräch gesagt: „Das Leben verlangt mutige Entscheidungen. Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben.“

Ronald Reagan, ehem. Präsident der USA: „Herr Gorbatschow, öffnen Sie dieses Tor! Herr Gorbatschow, reißen Sie diese Mauer ein!“

Willy Brandt, ehem. Bundeskanzler: „Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört.“ (10.11.1989)

Am 13. November 1989 sprach **Erich Mielke**, ehem. Leiter des Ministeriums für Staatssicherheit, zum ersten Mal überhaupt vor der DDR-Volkskammer mit den denkwürdigen Worten: „Ich liebe – Ich liebe doch alle – alle Menschen – Na ich liebe doch – Ich setze mich doch dafür ein!“

Rainer Eppelmann, evangelischer Pfarrer in der Berliner Samariterkirchengemeinde (Ostteil) und ehemaliger Bundestagsabgeordneter für die CDU: „Wir haben die Aufgabe unterschätzt, zu einem Volk zusammenzuwachsen, und wir haben unsere Kräfte überschätzt.“

Wolf Biermann, politischer Liedermacher: „Die Ossis wollten billig davonkommen, und so was kommt eben teuer.“

Heinz Eggert, eines der ersten Mitglieder der Oppositionsbewegung Neues Forum: „Es kann nicht sein, dass die deutsche Einheit zum Krämerladen verkommt.“